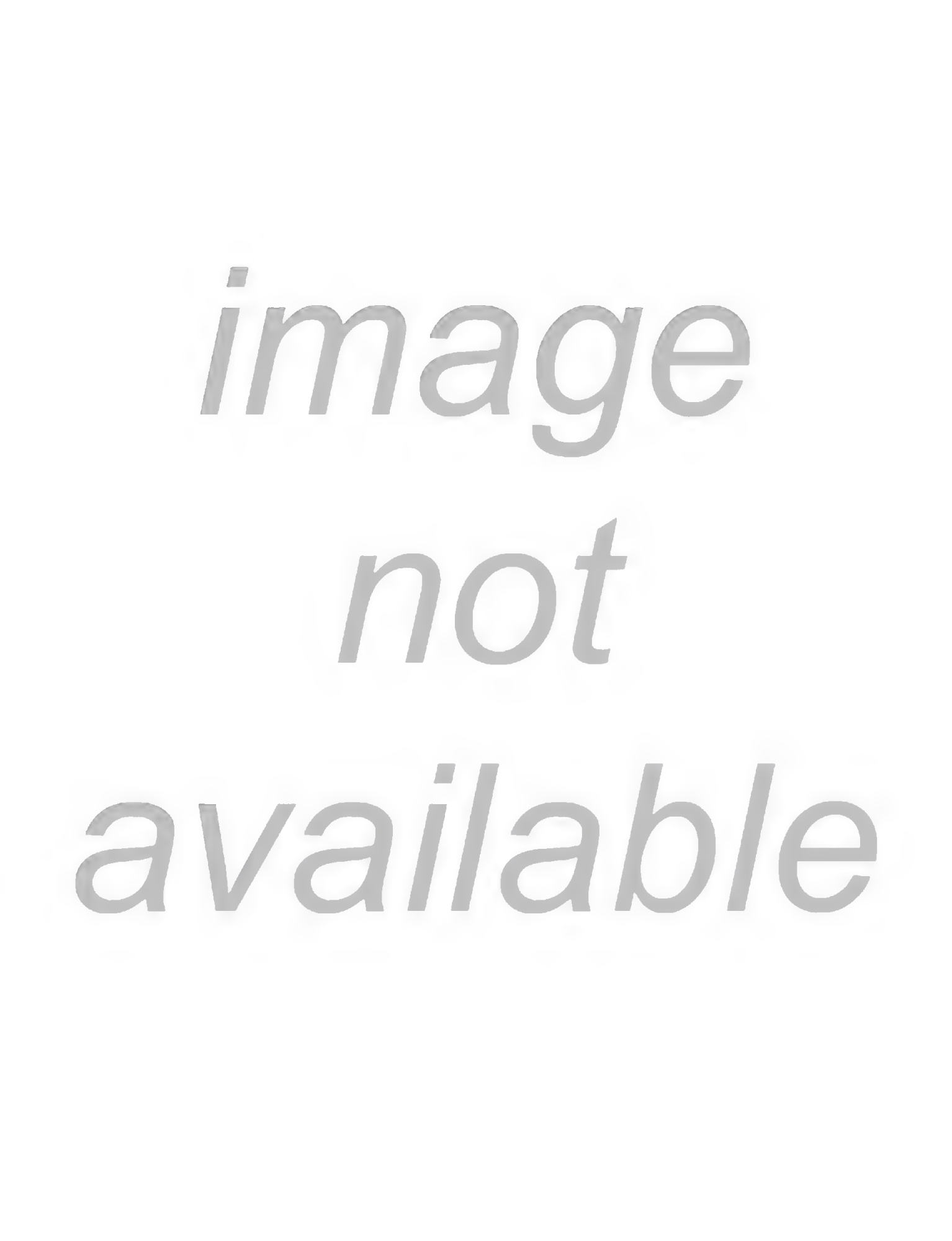
image
not
available

3499
.06
338

Gemmen.

Bei Hoffmann und Campe sind ferner erschienen:

Daumer, G. F., Hafis. Persische Gedichte. Thlr. 1 15
— Mahomed. Orientalische Gedichte 1 15
Gottschall, R., Gedichte 1 15
— Die Göttin. Ein Hoheslied vom Weibe. Geb. 2 —
Hebbel, Fr., Gedichte . . . . . 1 —
Heine, Atta Troll. Ein Sommernachtstraum . 1 —
— Deutschland. Ein Wintermärchen . . . . 1 —
— Der Doctor Faust. Ein Tanzpoem . . . . — 25
— Gedichte. *I.* Buch der Lieder. M. A. Geb. . 2 —
— Gedichte. *II.* Neue Gedichte. M. A. Geb. . 2 —
— Gedichte. *III.* Romancero. M. A. Geb. . . 2 15
— Die Harzreise. M. A. Geb. 1 3
— Vermischte Schriften. Drei Bände . . . . 6 —
— Tragödien. Nebst einem lyrischen Intermezzo 1 7½
Heines Bildniß. Gez. v. E. B. Kietz. Zweite Aufl. 1 15
Hoffmann v. Fallersleben. Unpol. Lieder. 2 Th. 2 —
Immermann, K., Gedichte . . . . . 1 —
— Tulifäntchen. Ein Heldengedicht . . . . . — 25
Levin, A. Im Süden, oder Römische Ostern . . — 15
Preller, E. H. Neunzig Lieder und neun Episteln — 15
Sallet, Friedrich von, Gedichte. Dritte Auflage 1 20
Schefer, Leopold, Hafis in Hellas. M. A. Geb. 2 —
— Koran der Liebe. M. A. Geb. . . . . 2 —
Sigismund, Berthold, Lieder eines fahrenden Schülers. M. A. Geb. 1 3
Tscherkessenlieder . . . . . — 20
Waldau, Max, Blätter im Winde . . . . . 1 —
— Canzonen. M. A. Geb. . . . . — 20
— Cordula. Graubündner Sage. Zweite Auflage. Mit Stahlstich. M. A Geb. . . . . 2 —
— O diese Zeit. Canzone . . . . . — 15
— Rahab. Ein Frauenbild aus der Bibel. Geb. 1 —
Werther, Armin. Gedichte . . . . . — 20

Gemmen.

Erzählende Dichtungen

von

W. Constant, pseud. ?
Verfasser der „Parallelen".
Constantin Wurzbach

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1855.

Digitized by Google

An

Max Waldau.

(RECAP)
3499
.06
338

541863

Wer ſo wie Du aus reinſten Stoffen
Die Welt ſich prächtig neu erſchafft,
Wem alle Geiſteshimmel offen
Und eigen alle Liebeskraft,
Der findet draußen in den Räumen
Leicht Alles bitter haſſenswerth,
Was ſeinen liebſten, höchſten Träumen
Die wache Wirklichkeit erſchwert.

Doch wer im Leben ſelber waltet
Und mit der Wirklichkeit ſich mißt,
Mit ſeinem Arm die Wogen ſpaltet
Und dichtend nicht das Sein vergißt,
Dem werden heilig tauſend Dinge,
Und heilig ſelbſt der Dinge Form,
Er denkt vom Alten nie geringe
Und mistraut gern der neuen Norm.

Dir gleich nicht glaub' ich allerwegen,
Und hoffe vielfach nicht wie Du,
Ich ſuche nicht denſelben Segen,
Erſehne nicht dieſelbe Ruh';
Doch hat auch Dir wohl aufgedrungen
Die heiße Zeit manch heißes Wort,
Sie hat in Dich hineingeſungen,
Und klang aus Dir nur weiter fort.

Erſt wenn aus Deinem eignen Herzen
Volltönig Dein Geſang erſchallt
Und Menſchenluſt und Menſchenſchmerzen
In edler Weiſe wiederhallt,
Dann biſt Du ganz der echte Dichter,
Mein Freund, der milde Menſch und Mann,
Der ſchonend hilfsbereite Richter,
Der tadelnd ſelbſt manch Herz gewann.

Die Muſen fliehn vor Haß-Geſängen,
Was gut, muß ohne Graus gedeih'n!
Was Geiferflocken heiß beſprengen,
Wird nimmermehr von Flecken rein.
Und läßt die Dichtung Dornen ſprießen,
So blüht ſie Roſen drüber hin,
Die Thränen, die vor Jubel fließen,
Sind ihr vor Allem Hochgewinn.

So glaub' ich, und in ſolchem Glauben,
— Er iſt auch Dir nicht fremd noch feind, —
Ließ ich die „Zeit" mir nicht beſtauben,
Was friſch und rein ich hier vereint.
Aus ſich heraus nur wächſt das Schöne,
Die Wahrheit lebt aus eigner Kraft,
Und ob der Augenblick ſie höhne,
Sie ſiegen endlich zauberhaft.

Nicht Liebeslieder, Kranzgewinde,
Verwob zum Ganzen meine Hand,
Denn nicht der Braut zum Angebinde
Iſt zugedacht der kleine Band, —
Ein Mann wie Du, voll Lebenseifer,
Will friſche Lebensbilder ſehn...
O, möchten ſie in würdig reifer
Geſtalt hier innen vor Dir ſtehn.

In bunte Edelſteine ſchnitten
Die alten Künſtler Bilder ein, —
Iſt mir der Stichel nicht geglitten,
So ſteht auch mein Gebild' im Stein;
Sie ſchnitten Köpfe, ſchnitten Gruppen,
Lebendig lag der Geiſt darin, —
Und blöde Larven, leere Puppen,
Die hatt' auch ich wohl nicht im Sinn!

Du biſt ein ſanggewalt'ger Dichter,
Hoch ſtehſt Du in der Muſen Gunſt,
Sei nun ein liebevoller Richter
Für meine ſchlichte Sangeskunſt;
Ich ſchuf mit Ernſt, und was ich habe,
Das ſei dem Freunde dargebracht, —
Nimm freundlich auf die kleine Gabe,
Nicht Größ'res ſtand in meiner Macht.

Herbſt 1854.

C.

Gemmen.

Gemmen.

Nomen et omen.

Edelgeſteine wie Knospen, geſchmückt mit Gebilden des Lebens,
Knospen an Blumen zugleich, deutet der Römer das Wort;
Blüh'n auf gefällig gerundetem Grunde die Bilder des Liedes,
Knospen ſie nur voll Kraft muthig hinaus an das Licht,
Dann ſchuf „Gemmen" ich hier in der vollſten Bedeutung des Wortes,
Aber mit „Knospen" allein bracht' ich Erfreuliches ſchon,
Denn, ſie verheißen ja Zukunft, ſchwellendes Blühevermögen,
Alſo verliſcht in der Bruſt nimmer der ſtrebende Muth.

Der Preis einer Arzenei.

Die böſe Fee.

Die böſe Fee, die ſchlimmſte Fee,
Sie waltet in allen Landen,
Unheilbar macht ſie geringſtes Weh,
Und tauſend Gutes zu ſchanden.

Hochſtrebenden Geiſt und großes Gefühl,
Die weiß ſie ſtill zu verkümmern, —
Sie füllt die wärmſten Herzen kühl
Mit ihrer Träume Trümmern.

Sie läßt die Kraft und den Opfermut
Nie ganz die Preiſe gewinnen,
Und liebt es, um Schönheit und Jugendglut
Die widrigſten Netze zu ſpinnen.

Sie lähmt und verdirbt, ſie zerknickt ſeit je,
Ihr Weſen iſt: Knospen-zerreißen!
Die böſe Fee, die ſchlimmſte Fee,
Die Armut wird ſie geheißen.

Max Waldau.

Verborgen in der Waldesflur,
Ein friedlich Traumbild der Natur,
Vom Sonnenlicht nur heimgesucht,
Und kaum in Listen eingebucht, —
Liegt eine Hütte grau und klein,
Fast wie ein Menschen-Heil'genschrein.
Nur Freude segnet wohl den Ort,
Der Schmerz kommt nimmer hier zu Wort
Und Kummer pflanzt mit welken Händen
Cypressen nie längs düstern Wänden;
Denn durch die stillen Räume weht
Zu aller Frist ein Dankgebet,
Und selbst die Tannen rauschen lind,
Wenn im Geäste weht der Wind.
Und schimmern Thränen, ist es Thau,
Der niederträufelt auf die Au
Und, in der Blüthen Kelch sich schmiegend,
Die Pflanze kühlt und frischt und nährt,
Und dann, an ihrer Brust versiegend,
Der Farben Schmelz noch feucht verklärt.

Von Zweig zu Zweig im Laubwerk klettert
Der Buchfink, der ſein Liedchen ſchmettert,
Dem bald der Amſel Sang ſich zart
Mit ungelerntem Zweiklang paart.
Mit Gravität hebt auf und nieder
Der Storch am Firſt die ſteifen Glieder,
Als hielt' er, ſchnabelklappernd ſacht,
Das Moos des Schaubendachs in Wacht,
Und was im Forſte tief ſich regt,
Als Blume nickt, als Droſſel ſchlägt,
Als Häher ſchreit, als Grünſpecht hackt,
Als Reh durch Buſch und Hecken knackt,
Es lebt und liebt in Heiterkeit
Und weiß den Herbſt zu weit, zu weit,
Als daß ein Klageruf, ein ſchriller,
Zerriſſe je die Sproſſertriller.

Die Freude, die den Wald belebt
Und jener Hütte Dach umſchwebt
Als ungemeſſ'ne Segensfülle,
Durchdringt wohl auch die Balkenhülle,
Aus welcher das Gelaß gezimmert,
Und ihre Weltverklärung ſchimmert,
Als wie ein frohgelächelt Wort,
Auch auf der Menſchen Antlitz fort!

— O wär' es ſo! Doch düſt'rer Kummer
Verſcheucht ſeit lange hier den Schlummer,
Und rings umjauchzt von Frühlingsglück
Blieb hier der Herbſt, der Gram zurück.
Wohl hält ſich Armuth gern verborgen
Und hüllt in Schweigen ihre Sorgen,
Doch faßt der Hütte knapper Raum
Heut ſo viel lauten Kummer kaum.
Auf dürrer Laubſtreu liegt ein Greis
Und ſiecht dahin ſeit langen Wochen,
In eines wilden Fiebers Kreis
Iſt bald die Lebenskraft gebrochen.
Drei wackre Söhne ihn umſtehn,
— Ein Bild, das ſchmerzlich anzuſehn:
Drei Eichen, jugendfriſch und ſtark,
Um eine mit verdorrtem Mark,
Um einen Stumpf, deſs Wurzelſchaft,
So morſch ſein Holz, ſo zäh der Saft,
Doch all' die andern, die geſunden,
In Liebe hält als Eins verbunden.

Noch harren ſie des Arztes bang,
Der finden mag den Segenstrank,
Der neu dem Greiſe ſoll das Leben
Und ihnen neu den Vater geben.

Wohl vor dem Haus im Thalesgrund
Gibt's Kräuter, Blüthen, frisch und bunt,
Der Fingerhut mit gold'nem Helm
Birgt im Gesträuch sich wie ein Schelm;
Schwertlilie, an den Bach geduckt,
Verstohlen aus den Blättern guckt;
Huflattig wuchert breit am Damm
Und Münze wächst zuhauf im Schlamm;
Und Tausendgülden, Baldrian
Umborden rings im Wald die Bahn;
Und um das Haus, am Lattenzaun
Ist dunkles Bilsenkraut zu schau'n
Mit seinen Blüthen, fleckig-hellen,
Die wollig Zackengrün umdrängt,
Ein Buschwerk, dessen Aderzellen,
Ein Saft, der heilt und tödtet, tränkt.
Durch's Fenster lugt blutrother Mohn,
Er schaut hinein alswie zum Hohn,
Und doch, als gält's hineinzudringen,
Des Kranken Schläfe zu umschlingen
Und rasch dem fieberwachen Leben
Den heiß ersehnten Schlaf zu geben.

In diesen Kräutern lag vielleicht
Das Mittel, dem das Übel weicht,

Und ganze Rettung wäre nah',
Doch ſind nicht kluge Hände da,
Die Pflanzen all' nach ihrem Weſen
In Forſt und Wieſe auszuleſen,
Und ihren Saft, den heilend friſchen,
Zur rechten Arzenei zu miſchen.

Und endlich ſchlendert ſacht daher
— Zu Armen eilt er niemals ſehr —
Der Bader, der den Doktor ſpielt
Und über ſeine Brille ſchielt,
Um zu erkennen, was er ſchaut.
Er kommt herein und puſtet laut;
Und wie's auch in den Söhnen kocht
Und drohend in den Schläfen pocht,
Sie wagen kaum dem rohen Mann
(Dem einz'gen doch, der helfen kann,)
Mit zagen Bitten, flehend leiſen,
Sein Polterweſen zu verweiſen.
Er zuckt die Achſeln, doch erfaßt
Der ſchwere Fall ihn bald in Haſt
Und ſeine Luſt, die Kunſt zu zeigen,
Läßt ihn verſinken ernſt in Schweigen.
Sein Blick prüft auf dem harten Lager
Den Greis, der ſchmerzerſchöpft und hager, —

In Falten ſich die Stirne zieht,
Als er das Halbgerippe ſieht,
Und auch der Puls behagt ihm nicht,
Denn ſinnend ſtreicht er ſein Geſicht,
Reibt ſich die Stirn und murmelt leis':
„Bedenklich ſteht's, ſo viel ich weiß!"
So ſtarrt er lange vor ſich hin,
Als rafft' er auf den ganzen Sinn,
Und prüfte jedes Elixir,
Um meiſterlich zu rathen hier.

Für And're wär' er ſelbſt ein Spott,
Den Söhnen iſt's ein halber Gott,
Und bang, mit raſch'rem Herzensſchlag
Befragt ihr Blick den weiſen Mund,
Ob wohl ein Zucken thue kund,
Daß noch ein Mittel frommen mag.
Sie ſehen den gelehrten Mann
Mit glaübig frommen Mienen an,
Sie wollen aus den Forſcheraugen
Den ſüßen Troſt der Hoffnung ſaugen,
Und ſtumm die Fragen ihn umſchweben:
Behält erſehnten Sieg das Leben,
Ach, oder fällt dem Tod anheim,
Der argverletzte Lebenskeim?

Und ſieh', der ſtarre Ernſt entwich,
Die düſt're Stirn entrunzelt ſich
Der Labetrank iſt aufgefunden,
Der Vater kann, und wird geſunden.
Der Helfer tritt in ihren Kreis
Und ſeine Lippen flüſtern leis,
(Denn das Geheimniß bringt ihn ja
Dem Thaumaturgenruhme nah,)
„Zur nächſten Stadt muß ohne Weilen
Um die Mixtur der Eine eilen!"
Und ſeines Mittels Kräfte preiſend,
Und im Gebrauch ſie unterweiſend,
Sie warnend, denn es hege Gift,
Fliegt über das Papier ſein Stift.
Nun iſt's geſchehn, und in Gedanken
Verläßt der Wunderarzt den Kranken.

Zur nächſten Stadt! Wohl währt's zwei Stunden,
Doch bald hat Kindesliebe Flügel,
Die über Wald und Thal und Hügel
Den Boten tragen, aufgefunden.
O Kindesliebe, Zauberwort,
In Särgen Leichen zu erwecken!
Ein Röslein ſprießt ſie einſam fort
Inmitten ſandbedeckter Strecken;

Brieftaube oft, die müde fiel
Und unterging in Meeresfluthen;
Ein Waller, treu im Aug' das Ziel,
Und raſtlos, ſollt' er auch verbluten;
Ein Stern, der durch's Gewölke lacht,
Wenn Blitze rings den Himmel röthen;
Ein Cherub, der beſchützend wacht
Und nie verzagt in allen Nöthen.
O Kindesliebe, Felſengrund,
Um einen Rieſenbau zu tragen,
Es kann und wird kein Dichtermund
Genug zu deinem Ruhme ſagen!

Und ſchon iſt einer von den Jungen
Hinaus, den Pfad hinabgeſprungen,
— Da kommt er wieder, bleich, verſtört,
Und ſagt den Brüdern: „Leſt und hört,
Hier ſteht der Preis der Arzenei,
Der Arzt ſchrieb ihn am Rande bei!"
Er reicht das Blatt den Andern dar,
Sie leſen und erkennen klar, —
Daß hilfelos der Vater endet,
Wenn nicht der Himmel Rettung ſendet.

Kein Deut im Haus — der Tag verſchlingt
Den kargen Lohn auch, den er bringt;

Kein Nachbar nah, und gäb' es Einen,
Er wäre arm, er hülfe weinen,
Doch, von Juwelen, brennend feuchten,
Die zitternd an den Wimpern leuchten,
Wird nicht das Geld herbeigeſtrahlt,
Das jenen Labetrank bezahlt.

Sie ſinnen rathlos, kummervoll,
Was ihnen Hilfe bringen ſoll,
Da ruft der Eine, hochentzückt:
„Seid länger nicht von Angſt gedrückt!
Ihr kennt die ſchroffe Felſenwand,
Hoch, daß ſich Wolken dran zerſchellen,
Die Wand, von deren Zackenrand
Des Sturzbachs Fluthen niederſchnellen;
Dort ſah ich jüngſt ein Adlerneſt,
Verborgen ſitzt's im Spalte feſt...
Auch denkt ihr wohl des Forſchers noch,
Der hier im Walde ſtreift ſeit Tagen?
Dem hängt der Vogelhorſt zu hoch,
Doch möcht' die Brut ihm wohl behagen.
Er bot mir viel, ich ſah hinan,
Dann aber dankt' ich ſelbſt dem Mann;
Jetzt iſt's nicht kecker Frevelmuth
Jetzt hol' ich dort ein theures Gut,

Des Vaters Rettung gilt's, des kranken,
Da ſetzt die Wand mir keine Schranken!"

Als ob Gott ſelbſt die Rettung ſchicke,
So flammen auf der Brüder Blicke,
Nicht mehr als Muth, nicht mehr als Kraft,
So ſcheint's, die Freude wieder ſchafft, —
Sie haben Kraft, ſie haben Muth,
Hoch wallt das heiße junge Blut,
Und während ſie Gefahren meſſen,
Iſt alle Noth beinah' vergeſſen.
Denn das iſt ja der Jugend Weiſe,
Das iſt ihr unverlierbar Glück,
Sie bebt vor keinem Schreckenskreiſe,
Vor keinem Magniß je zurück;
Bald hat ſie Zuverſicht gewonnen,
Auch wenn im Augenblick ihr graut,
So daß ſie, wie der Aar den Sonnen,
Gefahren kühn in's Auge ſchaut.
Und über wildverweg'nem Streben,
Vergißt ſie ſchwerſten Kummer leicht,
Sie fühlt ſich wie verdoppelt leben
Wenn ſie ein hohes Ziel erreicht!
Sie zögern nur in ſchönem Streit,
Weil jeder zu der That bereit,

Weil jedem für des Vaters Heil
Sein eignes junges Leben feil.
Das Loos, das Schickſal muß entſcheiden,
Und bald die Andern Den beneiden,
Deſs Aug' im Spalt der Felſenwand
Den Horſt, den hochverborg'nen, fand.
Nun ward in kindlich frommer Haſt
Das Allernöthigſte erfaßt:
Ein Seil, ein Säbel, altverroſtet,
Der einſt wohl Feindesblut gekoſtet,
Doch jetzt, an ſeiner Koppel Ring
Zum Schmucke nur am Pfoſten hing, —
Das iſt ihr Zeug; ſo ſcheiden leiſe
Sie von dem ſinnverlaſſ'nen Greiſe
Und halten für Erquickungsſchlaf,
Was ihn mit Todesnähe traf.

Sie eilen fort durch Waldesgrün,
Sie ſetzen über Klüfte kühn,
Sie klettern hoch und höher weiter, —
Ihr Weg iſt eine Himmelsleiter,
Zu ſteil. zu krafterſchöpfend ſchwer,
Wenn nicht das Ziel zu lockend wär'.
So ſteigen ſie, da ragt die Wand
Wie eine offne Rieſenhand,

In ihrer Fläche Glück und Weh,
Mit ihren Zackenfingern jäh.
Dem Forst entsteigt sie glatt und kahl,
Schroff strebt sie an mit einemmal,
Als flüchte sie aus Wald und Flur
Hinauf wo sich der Aether lichtet,
Es ist als hätte die Natur
Sie mit dem Senkel aufgeschichtet.
Von unten scheint der Gipfel fast
Des blauen Himmelssaales Gast,
Vom Scheitel schickt hinab zum Fuß
Man fast der Hölle seinen Gruß;
Und mitten zwischen Grat und Kluft
Zeigt sich am Felsen jene Schluft,
In der, von Laubgestrüpp verdeckt,
Der Horst des Adlers sich versteckt.
Jetzt, da den Ort die Brüder schauen,
Erfaßt sie doch ein kühles Grauen,
Und Schauer rinnen durch die Glieder;
Still sinkt des Führers Finger nieder,
Der erst so rasch das Nest gezeigt,
Und aus gepreßten Herzen steigt
Ein Seufzer, ein Gebet, ein Schrei,
Als wäre Alles doch vorbei!

Unmöglich ſcheint's. Die Adlerbrut
Liegt dort in warmer ſichrer Hut.
Und doch, es muß, es muß gelingen,
Der Muth kann auch das Schwerſte zwingen.
Noch darf die Hoffnung nicht verflackern,
Die Söhne, die beherzten, wackern,
Berathen, meſſen, prüfen, ſinnen,
Und wie ſie haſtig Pläne ſpinnen,
Da ruft der Eine: „Auf dem Kamme,
Faſt dicht am Abhang ſeht den Baum,
Mit friſchem Wipfel, ſtarkem Stamme
Krümmt er ſich abwärts in den Raum!
Nur erſt die Felſenhöh' gewonnen
Und dann im Flug das Werk begonnen!“
„Es geht, es geht! So iſt's gethan!“
Denn aufwärts zeig' ich Euch die Bahn!“
Der Führer ruft's, und ohne Raſt
Aufſteigen ſie in Fieberhaſt,
Umgehn die Wand auf Schneckenpfaden,
Und fühlen ſich der Angſt entladen,
Da ſie, nachdem der Fels erſtiegen,
Gewiß nun ihren Preis erſiegen;
Denn feſtbewurzelt, kerngeſund,
Gebar den Baum der feſte Grund,
Und grad' hinab, nur tief, nur tief,
Im rauhen Neſt die Beute ſchlief.

• Conſtant, Gemmen.

Das Seil wird um den Baum geknüpft,
Geprobt, daß nicht der Knoten ſchlüpft,
Dann um der Hüfte ſchlanken Bau
Schlingt der Erkorene das Tau,
Und ſenkt ſich an den glatten Wänden,
Indeß am Baum, das Seil in Händen,
Vorſichtig ernſt und wohlbedacht
Das treue Paar der Brüder wacht;
Noch kann er ſich in Spalte ſtützen,
Schlingkraut und Wurzelwerk benützen,
Dann muß er ſich in Dorngeniſten
Die Bahn mit ſeinem Säbel friſten;
Dann wieder gleitet Fuß und Hand
An glattgewaſchner Quaderwand....
So ſinkt er langſam in den Schlund,
In dem mit ſchaumbedecktem Mund
Der Gießbach braust und ſchießt und prallt,
Daß Donnergroll die Kluft durchhallt
Und von den Schrecken laut erzählt,
Die ſchauerlich der Abgrund hehlt.
Felseulen flattern, aufgeſcheucht
Aus ihren Löchern dumpf und feucht,
Um's Ohr dem Klettrer, leiſ' beſchwingt,
Und wenn die Hand in Ritze dringt,
So hört er in den Felſenniſchen
Erzürnte Nattern giftig ziſchen,

Eidechſen raſcheln flüchtig ſcheu
Durch Eppichlaub und Blätterſpreu,
Und Fledermäuſe taumeln blöde
Hinaus in blauer Lüfte Öde.
Jetzt hat ſein Fuß, indem er ſteuert,
Ein Stück des Felſens losgeſcheuert,
Das, lange morſch und halb verwittert,
Nun polternd in die Tiefen ſplittert, —
Aufraſt das Echo in den Forſten,
Als ob die Erde ſelbſt geborſten,
Und donnert, kracht und rollt und hallt,
Als riſſe weiter noch der Spalt,
Doch alle Schauer, alle Schrecken,
Sie wiſſen nicht die Furcht zu wecken,
Und ob das Seil das einz'ge Band
Auch zwiſchen Leben, Luft und Land,
Der Jüngling fühlt ſich wie getragen,
Und nicht von Schreckensgraus gepackt,
Muthfreudig ſeine Pulſe ſchlagen
In ſiegesſichrem Freudentakt.

Er kommt zum Spalt, er ſieht das Neſt,
— Für ſeine Augen jetzt ein Feſt,
Ein Anblick jetzt, ſo ſchön, ſo reich,
Als wär's ein ganzes Königreich.

Vier Junge hält's in ſeiner Hut,
Und ſtarke, gutgeazte Brut.
Vorſichtig zwiſchen Stein und Moos
Löſt ſtill das ganze Neſt er los, —
Der Fang gelang; ihm ſchwindelt's faſt,
Seit eigen ihm die theure Laſt;
Er birgt den Schatz an ſeiner Bruſt
Und jauchzt hinauf in Siegesluſt
Und gibt am Seil das Zeichen, ihn
Allmälig in die Höh' zu ziehn.
Flugs wird von ſeiner Brüder Kraft
Das Seil auf's neue angeſtrafft,
Doch langſam, langſam geht's hinan,
Sonſt ſtößt ſein Haupt an Zacken an,
Die dort und da, wo Schicht auf Schicht
Im Wetterdrang herunterbricht,
Hinaus noch in die Lüfte ſtarren
Und bröckelnd ihres Sturzes harren.
An ſeiner Bruſt die Adlerbrut,
Fühlt ſich der Jüngling wohlgemuth,
Gelungen iſt das Wageſtück,
Errungen iſt das beſte Glück,
Bald tritt er feſt auf feſtes Land
Und bringt mit ſich das Siegespfand.

Doch langſam, langſam geht's hinan,
Sonſt ſtößt ſein Haupt an Zacken an....
— Was dunkelt über ihm im Blau?
Er denkt an Wolken trüb und grau.
— Was weht ihn an, wie ſcharfer Wind?
Er glaubt, ſie ziehen zu geſchwind.
Da kreiſcht's... er horcht... was kann es ſein?
Und nun... die jungen Adler ſchrei'n,
Es rauſcht, es zuckt, es naht Gefahr...
Weh' ihm! es iſt das Adlerpaar,
Das jäh zum Neſte wiederkehrt,
Mit Azung für die Brut beſchwert.
Erſt oben noch in höchſter Luft,
Sind ſie wie Blitze in der Schluft,
Ihr ſcharfer Blick erſah die Noth,
Die ihre Jungen hier bedroht,
Und ihre Schwingen, weit geſpannt,
Umſchatten ſchwarz die Felſenwand
Und aus dem Wetterdunkel ſprühn
Nur ihre Augen, wild und kühn.
Ihm heißt der Raub: den Vater retten
Aus ſeines Fiebers Todesketten;
Den Adlern iſt die junge Brut
Ihr einzig liebgehegtes Gut, —
Ein Höchſtes gilt's von beiden Seiten
Auf Tod und Leben zu erſtreiten.

Weh', wenn die krallenſcharfen Pranken
In dieſe Glieder, dieſe ſchlanken,
Die nichts zu ſichrem Schutze haben,
Sich wühlend, zerrend, tief begraben!
Der Arme ſchaudert, und in Haſt
Bedeckt er ſeine Beutelaſt, —
Doch all' umſonſt; ſie wittern treu,
Verſchwunden iſt die letzte Scheu.
Und mit den Schnäbeln, mit den Krallen
Sie wüthend auf den Räuber fallen.
Sein Angeſicht bedrohn die Schnäbel,
Er wehrt ſich mächtig mit dem Säbel,
Und ſcharf getroffen ſtäubt darnieder
Manch blutig Büſchel vom Gefieder...
Die Schwingen ſchlagen ihm auf's Haupt
Daß faſt der Schmerz die Sinne raubt,
Dann ſuchen ſie die ſpitzen Klauen
In Arm und Schenkel einzuhauen,
Und drängen, ſtoßen, ziſchen, kreiſchen,
Aus wilder Luſt, ihn zu zerfleiſchen.
Entſetzen faßt die Brüder oben
Bei dieſem grauſen Kampfestoben;
Sie ſehen, fühlen jeden Schlag,
Der leicht den Bruder tödten mag,
Sie ſehen ihn gewaltig ringen
Und können doch nicht Hülfe bringen,

Und wär' es ſelbſt auch möglich, ihn
Mit größ'rer Haſt hinaufzuziehn,
— Am Felſen reibt und wetzt das Seil, —
Es brächte mehr Gefahr als Heil.
Sie ſchau'n ſich an, ſie ſchau'n hinab
Als wär' der Schlund ein off'nes Grab,
In dem ein Liebſtes, trüb umſungen,
Für immer bald von Nacht verſchlungen.
Und düſter ſchweigend, Zug um Zug,
Thun ſie dem Drang der Pflicht genug,
Es mehrt ſich oben, Well' auf Welle,
Das Seil in beſterlaubter Schnelle;
Doch unten währt am ſchwanken Tau
Noch fort und fort die Schreckensſchau.
Gepreßt umfangen, wie im Krampf,
Auch mitten im Verzweiflungskampf,
Kreiſcht immer neu die Adlerbrut
Und ſchürt der Alten wilde Wuth;
Doch wie ſie ſchlagen, wie ſie hacken
Und furchtbar mit den Fängen packen,
Der wack're Sohn, er hält das Neſt
In ſeiner Jacke muthig feſt,
Ihm heißt es ja des Vaters Leben!
Sein eignes will er lieber geben,
Als jetzt nach ſo viel Noth und Plagen
Dem hohen Preiſe ſchwach entſagen.

Sie laſſen ab, ſie kommen wieder,
Sie ſtoßen auf ihr Opfer nieder.
Jetzt galt's zu treffen, jetzt im Flug,
Bevor er neue Wunden trug, —
Und mächtig hat der Hieb getroffen,
Er ſtieß auf feſten Widerſtand,
Der Brave darf auf's neue hoffen,
Und neuer Muth ſtählt ſeine Hand.
Doch wie?... das Seil.... was ficht es an?
Es iſt als zög' es nicht hinan,
Es ächzt, es dreht ſich, wie erſchlafft...
Um Gott! verſiegt der Brüder Kraft?
So daß ſie raſten, ruhen... jetzt?
Er blickt hinauf und — ſchreit entſetzt
Und friert vor innerlichſtem Grauen...
Er hat — das Seil halb durchgehauen,
Das Seil, den Faden, der ihn hält,
Als einzig Band mit aller Welt!
Hohl unter ihm die Tiefe glotzt...
So hätt' er nur dem Tod' getrotzt,
Der ihm gedroht von Adlerskrallen
Um in den Schlund hinabzufallen,
Und an den Zacken, in den Wellen
Zu wüſtem Wracke zu zerſchellen!
Er hält erſtarrt zu athmen inne,
Wie trunken, ſchwinden ihm die Sinne...

Der Säbel fällt, er weiß es kaum —
Leer ſtiert er in den leeren Raum,
Und wie mit Schnabel, Flug und Fängen
Die Vögel wieder ihn bedrängen,
Da murmelt unbewußt ſein Mund:
„O rüttelt nicht! das Seil iſt wund,
Nur wenig Fäden ſind noch ganz,
Es zuckt, es tanzt den Todestanz,
Jedweder Schwung zerreißt es mehr...
Kommt mir nicht nah', macht mich nicht ſchwer!
— Und Ihr dort oben, höret auf,
Ihr bringt mich nimmermehr hinan,
Ihr zieht mich höher nur hinauf,
Damit ich tiefer fallen kann!"
Sie hören nichts, ſie ſchaffen fort,
Die Vögel weichen nicht vom Ort,
In beide Hüften ſchlägt der Aar
Von rückwärts jetzt die Pranken gar
Und ſucht im Ritt furchtbare Sporen
Dem Träger tief in's Fleiſch zu bohren;
Mit ſeinen Schwingen ſchlägt er, ſchlägt,
So oft ſein Opfer ſich bewegt,
Und ſeinen Schnabel haut er wieder
In Hals und Nacken kreiſchend nieder.
Solch grauſer Streit ward nie geſtritten.
So grauſe Noth noch nie gelitten!

Vielförmig gräßlich ſchreckt und droht
Von allen Seiten her der Tod,
Und alle Hoffnung, alles Heil
Iſt nur ein halb zerſchnitt'nes Seil.
Die Brüder ziehen, winden weiter,
Sie ſehn den wuthentbrannten Reiter,
Der ihres Bruders Leib zerfleiſcht,
Und Wuth und Sieg in Einem kreiſcht, —
Sie hören, da er näher ſchon,
Jedweden Schlag, jedweden Ton,
Und jeder Laut zerkrallt ihr Herz
Und brennt und zuckt wie herbſter Schmerz,
Denn, liebſte Menſchen leiden ſehn,
Macht ſelber ganz in Leid vergehn.
Doch ihre Thränen helfen nicht
Und bringen nicht der Rettung Licht,
Sie können nichts, als ziehn und winden,
Erſt oben kann die Noth verſchwinden. —
Fortwühlt der Aar; noch einmal weckt
Der wilde Schmerz die Jugendgluth....
Aus ſeiner Schlaffheit aufgeſchreckt,
Ergreift den Armen Fieberwuth;
Das Leben, o, das ſüße Leben,
Darf ihm nicht ungerächt entſchweben...
Ha, wie er jäh empor ſich rafft,
Wie raſend alle Muskeln ſtrafft,

Und packt und preßt des Adlers Hals,
Und würgt und würgt ihn ohne Ende,
Bis er hinabſtürzt jähen Falls,
Als ob ein Blitz ihn niederſende.
Doch nun iſt alle Kraft dahin,
Dem Sieger ſchwindet Sinn auf Sinn,
Bewußtlos krampft um Seil und Neſt
Er ſeine beiden Arme feſt,
Und bietet wehrlos der Gefahr
Erloſchnen Auges ſtill ſich dar.
Doch wagt an den erſchöpften Mann
Der zweite Feind ſich nicht heran, —
Die eine Schwinge iſt zerfetzt
Die Klau' vom Säbelhieb verletzt,
Und nicht mit Einem, ſchon mit Dreien
Müßt' er dem Kampfe jetzt ſich weihen,
Denn, noch ein Zug, dann iſt's vorbei...
So flieht er, flieht mit heiſrem Schrei.
Der Rand, die Brüder ſind erreicht,
Und leblos, wie vom Tod gebleicht,
Mit Wunden ganz den Leib bedeckt,
Und allerwärts mit Blut befleckt,
Empfangen, nach ſo ſchwerem Harme
Den tapfern Bruder treue Arme. —

Die Jugend ſelbſt iſt faſt ein Leben,
Sie weiß zu ſtärken, weiß zu heben,
Wo hoffnungslos das Auge weint
Und Alles ſchon verloren ſcheint;
So ſchürt ſie hier die Flammen wieder,
Und wärmt die kalten, ſteifen Glieder,
Die Pulſe ſchlagen, und die Augen
Verſuchen gold'nes Licht zu ſaugen.
Nachſchauert mehr die grauſe Zeit,
Als jetzt der friſchen Wunden Leid,
Hoch ſeufzt er auf, und nickt dem Paar,
Als wollt' er ſagen: „Ja, das war
Entſetzlich grauſig, ſinnvernichtend
Und höllenhaft zu Grunde richtend!"
Doch iſt's vorbei. Er lebt, er regt ſich,
Sein Arm und Glied nach Glied bewegt ſich,
Und, nicht mehr blind durch eignes Leiden,
Betrachten freier ihn die Beiden, —
Da, wie ſie ihm in's Antlitz ſchauen,
Erfaßt ſie plötzlich ſeltſam Grauen,
Denn, auf des dunklen Haares Locken,
Erglänzt es weiß wie Silberflocken!
Abſtreifen wollen ſie das Eis —
Doch, großer Gott, welch neuer Schrecken!
Es iſt nicht Schnee was ſie entdecken,
— Des Bruders Haar iſt ſilberweiß! —

Wohl ſtaunen ſie das Wunder an,
Doch treibt ſie ſelbſt der müde Mann,
Jetzt, da das Adlerneſt geborgen,
Nur um des Vaters Heil zu ſorgen.
Den Fels hinunter braucht er Stützen,
Die ihn vor raſchem Gleiten ſchützen,
Doch als er unten in der Fluth
Gekühlt erſt ſeiner Wunden Gluth,
Da weiß er rüſtig mit den Andern
Beeilten Schritts zur Stadt zu wandern,
Wo leicht er für den ſelt'nen Fang
Den Preis des theuern Tranks erſchwang.
Dann aber ſehnt er ſich nach Haus,
Um all' den Schmerz, die Angſt, den Graus,
Den alle Glieder dumpf empfinden,
In Ruh' und Schlummer zu verwinden.
Auch iſt durch ihren weiten Gang
Der Vater ſchon allein zu lang,
Er ſehnte ſich, er rief gewiß,
Wenn ſeines Schlafes Schleier riß
Und ſeine Lebensgeiſter reger,
Nach einem ſeiner treuen Pfleger.
So bleibt nur Einer noch am Ort,
Zu warten bis der Trank bereit,
Die Andern wallen freudig fort,
Um heim zu ſein bei guter Zeit.

Und endlich in des Sohnes Taſche
Iſt zärtlich wohlverwahrt die Flaſche;
Er eilt, er fliegt in Haſt von dannen,
Und als er ragen ſieht die Tannen,
Dahinter ſich das Haus verſteckt,
Sein Jubelruf das Echo weckt.
Doch keine Antwort theilt die Luft,
Und ſchwerer athmet ſeine Bruſt.
Er ſchläft, er ſchläft, ſie müſſen ſchweigen,
Sie werden bald ſich winkend zeigen!
So denkt er, und von weitem ſchon
Tritt leiſer auf der brave Sohn.
Doch zeigt ſich nichts, ſtill bleibt der Wald,
Und nur vom Bachesrande ſchallt
So ſchmerzlich Nachtigallenklage,
Als ob auch ſie zu tönen zage.
Er kommt heran, das Haus iſt ſtill,
Daß faſt das Herz ihm ſpringen will,
Und wie er, lauſchend an der Schwelle,
Doch nur des Baches Murmelwelle
Und nur der Blätter Rauſchen hört,
Da öffnet er die Thür verſtört,
Und ſieht, — ihn trifft derſelbe Schmerz,
Der ſchon zerriß der Brüder Herz, —
Den Vater todt auf ſeinem Schragen,
Daneben, thränlos, ohne Klagen,

Doch ſchwerſtes Weh in allen Zügen,
Auf ihren Knie'n die Brüder liegen.
Wie lang ſchon ſtarr, wie lang ſchon kalt, —
Das weiß die Hütte, weiß der Wald,
Der ſeinen Klageruf vernahm,
Als Niemand ihm zu helfen kam.
Halb von der Spreu herabgeglitten,
Als hätt' er ſchwer und lang geſtritten
In ſchmerzdurchzuckter Fiebernoth, —
So fanden ihn die Söhne todt.
Vor Stunden half der Trank vielleicht,
Um den des Jüngſten Haar erbleicht,
Doch jetzt iſt Alles, Alles aus,
Umſonſt gelitten Schmerz und Graus,
Und bitter, furchtbar bitter fragt,
Der Junge, dem's am Herzen nagt,
Daß nun der Preis ſo ſchweren Strebens
Und alle Liebe ſo vergebens:
„Iſt Euch nicht noch ein Neſt bekannt
Im Spalte einer ſchroffen Wand?
Und hing' es über einem Krater,
Ich denk', der Himmel wird es gönnen,
Daß wir den Vater, unſern Vater,
Zum mindeſten beſtatten können."

Die Sage vom Thau.

Die Welt-Durchgötterung.

Wir dichten den Menſchen hinein in die Welt
Und leihen ihr Herz und Sinne,
Wir finden uns wieder in Wald und Feld
Zu immer neuem Gewinne.

Wir wiſſen den Himmel, die Felſen, das Meer
Aus eigener Macht zu beſeelen,
Kein Staub bleibt unſeres Weſens leer,
Sonſt würden — „die Götter" uns fehlen.

Sonſt hätte das All ſich nimmer zum All,
Zu göttlicher Einheit verdichtet,
Sonſt hätten, verklungen im Wirbel, im Schwall,
Wir ſelbſt auf die Gottheit verzichtet.

Wir träumen die Welt beſeelt in die Welt,
Als menſchliche Götterdichtung,
Und was auch vergeht, was immer zerſchellt,
Frei bleibt's von ganzer Vernichtung.

Doch „ſchenken" wir nimmer und nichts der Natur,
Selbſt nicht mit unſerer Leiche,
Wir zahlen zurück das Empfangene nur
An ſie, die alleinige Reiche.

Max Waldau.

Gewaltiger tönt kein Weckerruf,
Kein Wort je reichere Wunder ſchuf,
Als, bebend geküßt, ein glühender Kuß
Als ſtumm-allkündender Liebeserguß.
Da keimt's, da quillt's, da lodert's empor,
Und findet vor Fülle des Lebens kein Thor,
Es wallt, es wirbelt, es engt die Bruſt,
Will ſingen und klingen unendliche Luſt —
Doch findet es weder den Ton noch das Wort
Und weiß nur zu flammen und leuchtet nur fort,
Als Sonnenſtrahlen in Blicke gebannt,
Als Feuer in glühende Wangen gebrannt,
Vielleicht auch in Thränen, in heiligen Funken,
Die jäh von den Wimpern taumeln wie trunken...
Licht breitet ſich aus, allmächtiges Licht,
Das Allem umher ſein Krönlein flicht,
Und — Die ſich entzückt in den Armen halten,
Die ſehen erſt jetzt ſich das Leben entfalten,
Bewundern ſich froh auf den lichteſten Höh'n
Und — ſahen ſich ſelbſt noch nimmer ſo ſchön.

Und wieder thut kein irdiſcher Mund
So mächtigen Jubel im Kuſſe kund,
Als droben der rollende Sonnenball,
Der Küſſe trägt durch's ganze All.
Kaum küßt er die Welt, ſo leuchtet die Luft,
Die Blumen erwachen, erwachen zu Duft,
Und öffnen die Augen, ſo groß, ſo weit,
Erſtaunt ob der eigenen Herrlichkeit...
Die Wälder bewegen ſich, winken und rauſchen
Als ungeduldiges Publikum,
Sie wollen den Klängen des Tages lauſchen
Und fragen, warum die Sänger noch ſtumm...
Da jauchzt es empor, da ſchmettert's und pfeift,
Da ſummt es und ſurrt, und zwitſchert und ſchlägt —
Durch alle Regiſter das Waldlied ſchweift,
Das voll ſich dem Morgen entgegen trägt...
Bald ſplittert der Glanz an jedem Halm,
Bald füllt er die Erde, der Weihepſalm:
Der Kuß iſt geküßt und das Wunder geſchah,
Das Leben erwacht, denn der Morgen iſt da,
Das Licht hat Alles ſo ſchön gemacht,
Und Alles erfreut ſich der eigenen Pracht.

Mir war die Nacht bei der Lampe verronnen,
Es hatten mich ſlaviſche Volksgeſänge,

Gar düſter gefärbte mächtige Klänge,
In ihre bezaubernden Netze geſponnen;
Ich las, ich ſang, ich hörte ſie leiſe,
Als übten ſie ſelbſt die eigene Weiſe;
Ich konnte nicht los; ſie thun dem Herzen
So wohl, ſo weh, ſie greifen ſo tief, —
Es iſt, als ob in ihren Schmerzen
Ein Glück, das lange vergeſſen ſchlief,
Mit aller Macht zu Tage ſich ränge,
Und dem's doch nimmer zu ſiegen gelänge.
Ich konnte nicht los... da verloſch mein Licht,
Doch ſieh', Nacht ward es im Zimmer nicht,
Schon dämmerte draußen der Morgen herauf
Und lockte hinaus zu raſchem Lauf,
Um droben vom Berge den Kuß zu ſehn,
Dem alle die Wunder des Tages erſtehn.
Schon wallte von hinnen das Nebelgrau,
Die Blüthen erglänzten im Morgenthau,
Die Tropfen im Schooß der Kelche brannten,
Und glitzerten hell wie Diamanten
Doch rings von den Feldern und Wieſen drang
Zu meinen Ohren ſolcher Sang:

„Biſt du als goldener Stern, o Thau,
Herabgefallen vom Himmelsblau?

„Biſt du vom Auge des Mägdleins hold
Im Schmerz als Thräne niedergerollt?

„Biſt, ſilberner Tropfen, den ich ſeh',
Von Blumen geweint in ſtillem Weh?

„Vielleicht wohl gar eine Perle rein,
Ach, oder ein flüſſiger Edelſtein?"

„„Bin nichts von Allem, doch Alles zugleich,
Wie flammt' ich ſonſt ſo prächtig, ſo reich?!

„„„Ein Fürſt war's der mir das Daſein gab,
Von einem Könige ſtamm' ich ab.""""

Das Lied verhallte, doch klang mir's nach,
Und was es für Andre verſchleiert ſprach,
Mir war es enthüllt, ich kannte die Sage,
Die ſinnig erklärt: wie Pracht und Klage,
Das Funkeln köſtlicher Kronjuwelen,
Und Thränen, für welche die Augen fehlen,
Wie jubelnder Glanz und ſchmerzliches Weinen
Im Thau für die Blicke der Menſchen ſich einen.

Getümmel erfüllte den Königspalaſt,
Es klirrte dahin manch bärtiger Gaſt,
Stahlfunkelnd im blanken Waffengeſchmeide,
Statt friedlich zu ſchreiten im höfiſchen Kleide, —
Es waren die Führer des Heeres, die Helden,
Verſammelt, dem harrenden Fürſten zu melden,
Das Heer ſei gemuſtert und Alles bereit
Für morgen zum reiſigen Kriegesgeleit.
Den König ſelbſt hielt ſonderer Bann
Am Tage zurück in verhangenen Hallen,
Es durft' auf ihn, den bezauberten Mann,
Kein leuchtender Strahl der Sonne fallen;
Sonſt mußt' er zerrinnen, ein Nebelgebild',
Verſchwunden, entriſſen dem Erdengefild'.
Doch wußt' er nichts von des Fluches Gewicht
Und ſehnte ſich nicht nach dem fremden Licht;
Nur ſchwellt' es ihm oft die Bruſt zum Zorn,
Ließ, jählings erwacht, die Gluth der Sonne
Verſiegen ſeines Entzückens Born,
Und maß ihm kärglich Thaten und Wonne.
Er wußte zu ſtreiten in nächtlicher Schlacht,
Und, wurde im Volke der Helden gedacht,
Hieß König Trojan der Erſte von Allen,
Die lebend auf heimiſchen Fluren wallen;
Er ſaß, ein Weiſer, im Fürſtenrath,
Urtheilte gerecht ob jeglicher That,

Und wußte zu mehren des Reiches Macht,
Und warb und liebte, — doch Alles zu Nacht.
So hört' er jetzt, da die Sonne geſunken
Und Kühle verſprühten die himmliſchen Funken,
Mit Ernſt aus ſeiner Vertrauten Munde
Von ſeinen Kriegern erwünſchte Kunde,
Befahl den Aufbruch früh mit dem Tage,
Und, daß man ihn ſelbſt in der Sänfte trage,
Bis Nachts er wieder auf hohem Roß
Selbſt führen könne den Kriegestroß.
Der Ruhe zu pflegen ermahnt er die Herrn
Jetzt, während er ſelbſt, der Ruhe fern,
Noch jene Pläne zu prüfen gedenkt,
Auf die ſie vorher ſein Auge gelenkt.
Doch ſieht er ſich kaum mit dem Pagen allein,
So zuckt ſein Auge helleren Schein,
Er ruft: „Für lang zu allerletzt
Noch einmal das Herz am Höchſten ergetzt!
Zu Roß, o, zu Roß! die Sonne verſank,
Die Sterne leuchten und funkeln,
Des Mondes Geſicht, wie ſehnſuchtskrank,
Lugt durch die Wolken, die dunkeln;
Sein Strahl beleuchtet die Fluren ſo hell,
Die kühlenden Lüfte wehen...
Zu Roß, o, zu Roß! nur ſchnell, nur ſchnell!
Ich muß die Geliebte noch ſehen!

Muß ſinken entzückt an ihre Bruſt,
An's Herz, an's heiße, ſie drücken,
Und neu von den Lippen in ſeliger Luſt
Viel tauſend Küſſe pflücken.
Iſt doch, wenn im Oſten der Morgen graut,
Mein Glück wie Nebel zerronnen;
Ich darf die Schönſte, die je ich erſchaut,
Nicht ſehen im Glanze der Sonnen!"

Er rief's, und der Page eilte dahin,
Denn jede Sekunde war ein Gewinn,
Und jede Sekunde war ein Verluſt,
Den nimmer ein Tag zu erſetzen gewußt.
Bald führt er heran am goldenen Zügel
Dem fürſtlichen Herrn das raſcheſte Roß,
Und über die Fluren am Rande der Hügel
Hinſprengen der König und ſein Genoß.

„Wie ſchimmert ſo heiter die lauſchige Nacht
Mit ihrer verſprengten Sternenpracht!
Der Mond, ſanft leuchtend bis nah zum Morgen,
Läßt nichts mich fürchten und nichts beſorgen,
Ringsum das Schweigen, die heilige Stille,
Erweckt in mir unendlich Behagen...
Beſäße die Kraft mein innerſter Wille,
Dann dürft' es nimmer, o nimmer mir tagen.

Die Nacht iſt ein treuer, verſchwieg'ner Geſell,
Der Gottheit göttlichſte Welt-Erfindung,
Sie birgt in ihrem Dunkel ſo hell
Die Wunder gewaltigſter Lebens-Empfindung,
Der Zauber ſo viele, ſo viele der Wonnen,
Wie niemals ſpenden, auch Tauſend der Sonnen.
Drum haſtig, nur haſtig die Roſſe gejagt,
Daß Alles gewonnen iſt, eh's noch tagt."
Doch, ſpornend, entgegen der Page ſpricht:
„Schön, König, iſt auch das Sonnenlicht!
Es ſproßt in der Seele, es knospt und blüht,
Wenn prächtig der Ball im Aether glüht;
All' unſrer Gedanken Reigentanz
Reift erſt zu Thaten im Sonnenglanz,
Indeß in den ſchlummerfächelnden Schatten
Die Freuden zuſammt den Gedanken ermatten.
Im Dunkel der Nacht ſtehn Veilchen und Roſen,
Kornblumen und Nelken farblos da,
Sie gleichen den Flechten, den graueſten Mooſen,
Die je ein menſchliches Auge ſah.
Der Farbenſchmelz, der reizend ſie ſchmückt
Und ſprühend am Tage die Augen entzückt,
Der wahre Zauber der ganzen Natur,
Vergeht in der Nacht bis auf die Spur;
Es iſt als hätte der Tod ſie behaucht,
Und Alle in Trauer und Aſche getaucht.

O, könnteſt du, wenn der Morgen erwacht,
Nur ſehen wie ſchillernd die Wieſe lacht,
Nur hören, wie Lerchen trillern im Blau,
Als wie entzückt von der ſonnigen Schau,
Und wie ihr Lied, ein Lied des Lichtes,
Vermindert die Laſt auch des ſchwerſten Gewichtes,
Das Kummer auf Menſchenherzen gewuchtet,
So daß nicht Troſt noch Hilfe gefruchtet...
O hörteſt du, wie die Wachtel ſchwirrt,
Leichtfüßig trippelnd durch wogende Saat, —
Wie ſelig im Forſte die Taube girrt,
Sobald der Morgen, der heilige naht, —
Wie Alles flüſtert und Alles rauſcht
Und Grüße, Küſſe, Umarmungen tauſcht...
O König, gegen die Sonnenpracht,
Verſchwindet die herrlichſte Mondesnacht!"

„Geräuſch nur macht der ganze Schwall,
Zu ſingen vermag nur die Nachtigall!"
Entgegnet der Fürſt, dann ruft er wieder:
„Was haben die Roſſe für träge Glieder!
Voran! voran! nur ſchnell, nur ſchnell!
Sonſt komm' ich — zum Abſchied eben zur Stell'!"
Und feſter werden die Schenkel geſchmiegt,
Und, ſelbſt ein Schatten zu dämm'riger Stunde,

Nur Funken verſprühend auf felſigem Grunde,
Das Reiterpaar von dannen fliegt.

Dort flimmert von fern, weißleuchtend ein Schloß...
Der König ſpornt ſein ſchnaubendes Roß;
Dort ragt in der Flur ein einſam Haus...
Wie weit ſchon ſind ſie drüber hinaus;
Dort vorn die mächtigen Rieſeneichen...
Schon, rückwärts, winzigen Zwergen ſie gleichen;
Weit hinten bleiben Sumpf und Weide,
Nun dröhnt von den Hufen des Stromes Brücke...
Weit hinter den Reitern bleibt ſie zurücke;
Doch nun, vor dem Schloſſe halten Beide.

Hinwirft der König dem Pagen die Zügel,
Eilt über die Treppen, als trügen ihn Flügel,
Und ſchließt, aufflammend in jauchzender Luſt,
Die einzige Eine feſt an die Bruſt.
Vergeſſen iſt bald im erſehnteſten Arm
Die Mühe des Rittes, der Trennung Harm...
Vergeſſen macht nicht Ruhm noch Gold,
Und ſelbſt als Partner des Thrones grollt
All' ewig weiter der Schmerz und der Gram,
Doch, wen an das Herz ſich die Liebe nahm,

Der fühlt ſich geſund und fröhlich entkettet,
Und fühlt ſich hinaus aus der Welt gerettet,
Um ſelbſt eine ſelige Welt zu ſein.
Er kann vergeſſen, und nicht zum Schein,
Und nicht auf Stunden, denn, was er vergißt,
Als wie in Wonnen ertrunken iſt....

Was braucht es des Lichtes, der Tageshelle?
Schmiegt ſtill im Dunkel nicht weich ſich die Welle,
Nicht warm und weich an das jubelnde Herz?
Sprüht froh nicht vom Munde Scherz auf Scherz?
Muß ſuchen die Lippe der Lippe Gluth?
Schleicht zager im Finſtern der Liebenden Blut?
Ein heiliger Schleier, weicher als Seide,
Deckt ſchweigend die Nacht die Glücklichen, Beide,
Willkommner als alle Sonnen im Aether,
Die alle nur heimlicher Wonnen Verräther. —
Das iſt ein ewig neues Beginnen,
Ein nimmer endender Jubelrauſch,
Und ſonder Erwägen und ſonder Beſinnen
Ein ſtets gelingender Wonnetauſch.
Die Sterne, die durch's Fenſter ſchielen,
Wenn über das Paar Mondſtrahlen ſpielen,
Sie fühlen des Glückes Wogen und Wallen
Und drohen taumelnd herunter zu fallen;

Sie meinen: unten das ſelige Paar,
Selbſtleuchtend und jeglicher Obmacht bar,
Es ſei als Doppelſonne gekommen
Und habe das Zepter der Welt genommen;
Um ſie nun müßten die Sterne ſich drehn,
Nach ihrem Willen nun Alles geſchehn....

Der Page hielt vor des Schloſſes Portal, —
Da krähte der Hahn zum erſtenmal,
Und eilends klimmte die Staffeln hinauf
Der treue Wächter: „O Herr, ſteh' auf!
Vorüber iſt ſchon die Mitternacht,
Und bald mit der Sonne der Tag erwacht.
Daheim mußt du ſein, bevor noch ein Strahl
Hereinglänzt über Gebirg' und Thal."
Von innen entgegnet der König Trojan:
„Soll ſtören mein Glück ein heiſerer Hahn?
Ich fühl' es, ich weiß' es, wenn es tagt;
Horch' ſelbſt, wie ſüß noch die Nachtigal klagt,
Sieh' oben noch wallen Stern an Stern —
Geh', quäle mich nicht, der Tag iſt noch fern!"

Und ſeufzend vernimmt der Page das Wort,
Doch ſchweigt er und ſchleicht von der Thüre fort,
Blickt ängſtlich beſorgt zu den Sternen hinauf,
Sieht bläſſer ſie kreiſen im eilenden Lauf,

Sieht ſinken die einen, verlöſchen die andern...
Er kann nicht ruhen; ſein hallendes Wandern,
Sein Schildern mit ungeduldigem Schritt,
Theilt, hofft er, dem Fürſten die Bangniß mit.
Doch hofft er vergebens. Die Seligkeit
Iſt eine ſelige Ewigkeit,
In der kein Stern zu ſinken vermag,
In der nicht wechſeln die Nacht und der Tag.
Die Welt iſt todt, verſargt und verſchollen,
Und ungehört ſelbſt Donner verrollen,
Wo Küſſe rauſchen und Herzen glühn,
Und alle die Wunder der Liebe blühn.
Der König zaudert, der König vergißt,
Daß draußen das Maaß für die Glückesfriſt,
Und daß er die Zeit wohl vergeſſen kann,
Doch nimmer entrinnen aus ihrem Bann.
Im Oſt ſpielt ſchon ein roſiger Schein
Und zuckt in den Reigen der Sterne hinein,
Da fliegt der Page die Staffeln empor
Und fleht: „O König, nun komme hervor,
Schon ſeh' ich es leuchten das Morgenroth,
O laß' uns fliehn, ſonſt trifft dich der Tod!“

Faſt bittend ruft ihm der König zurück:
„Was ſprichſt du von Tod? Hier leb' ich das Glück!

Ich bin nicht mehr, wenn ich draußen bin!
Verloren das Glück, ist mir Alles dahin!
Noch fühl' ich die Trennungsstunde nicht nah,
Ein Nordlicht sicher dein Auge sah...
Doch will ich kommen im Fluge der Zeit...
Geh', halte die Rosse zum Ritte bereit!"

Es fliehen Sekunden, es fliehen Minuten,
Es wachsen im Osten die purpurnen Gluthen —
Da dröhnt an die Thüre des Pagen Schlag,
Er ruft: „Um Gott! es ereilt uns der Tag!"

Nun drängt die Geliebte den König zur Hast —
Schon eilt er hinab zu des Schlosses Thoren,
Schon hat er im Sattel die Zügel erfaßt,
Schon fühlen die Weichen des Pferdes die Sporen,
Fort saust's, wie der Pfeil von der Sehne geschnellt,
Hin fliegt's, als ging's an das Ende der Welt.
Und über die Haide gleitet das Paar —
Wie steht das Schloß schon weit zurücke;
Schon klappern die Hufe über die Brücke —
Doch schneller noch wächst herauf die Gefahr.
Entsetzt ruft plötzlich der Page aus:
„Wie sollen wir wenden den grausigsten Graus?
Schon jagen die Schatten vor uns her!
In unserem Rücken wogt ein Meer,

Ein Meer von Licht, und der Berge Spitze
Hält einzig nur auf die Sonnenblitze!“

Und ſchweigend, geſchloſſenen Auges, verzagt,
Der König weiter und weiter jagt...
Da ruft der Page: „Nur noch ein Flor,
Ein dünnes Gewölk, dann zuckt es hervor,
Dann ſchießen herüber die Sonnenſtrahlen
Und bringen vernichtende Todesqualen!“

Anhält der König mit bäumendem Satz
Das keuchende Roß am beſchatteten Platz
Und ſtöhnt hervor aus der tiefſten Bruſt:
„Ich fühle die Sonne... wie todesbewußt!
Sie fegt mir die Welt ſo kalt, ſo leer
Mit ihrem glühenden Strahlenheer!
Ich fühle die Sonne! Sie iſt es, ſie naht!
O, übe zur Stunde die glücklichſte That,
O rette mich, rette! doch jetzt, doch gleich,
Und nimm dir zum Lohne mein halbes Reich!“

„Herab vom Roſſe, herab, nur ſchnell!“
So ruft beherzt der junge Geſell;
Und ehe den König ein Strahl noch traf,
Da liegt er geruht, als wie zum Schlaf,

In's weiche, kühlende Gras geſtreckt
Und dicht vom Mantel des Pagen bedeckt.
„Der Kriegszug," fährt der Treue fort,
„Lenkt leicht ſich vorüber hier am Ort,
Denn dort an der Höhe, der ragend ſteilen,
Muß ſicher die Maſſe des Heeres ſich theilen.
Ich ſage, dich habe die Ungeduld,
Die Kampfluſt, früher vorausgetrieben,
Nun ſei, durch ihres Zauberns Schuld,
Der König verborgen im Felde geblieben
Und harre der Sänfte in Todesnoth,
So lange die Sonne vom Himmel droht.
Sie harren Deiner vor Deinem Palaſt,
Du harreſt ihrer, der Erde Gaſt,
Ich eile, ſie raſch zur Stelle zu bringen,
So muß, trotz der Sonne, die Rettung gelingen."

So ſprengt er von dannen. Der König ruht
Beſchützt vor der tödtlichen Sonnengluth,
Und ſchmiegt an die Erde, die morgenkühle,
Sich feſter, als je in Purpurpfühle;
Ihm bangt vor der Wärme, die draußen ſteigt,
Und wenn auch die Lippe, die bebende, ſchweigt,
Er ſchwört ſich im Herzen feſt und laut,
Daß nimmer ſo lang er dem Morgen vertraut.

Fortſprengt, heißſpornend des Königs Genoſſe,
Doch dehnt ſich die Zeit für ermüdete Roſſe,
Und als er, des Fürſten Hengſt an der Hand,
Sich endlich am Ziele des Rittes fand,
Bald ſtürmiſch ein wirrer, fragender Troß
Mit wildem Rufen den Reiter umſchloß.
Daß heute gerade der König verſchwunden,
Und daß man ihn nirgend und nirgend gefunden,
Faſt hätt' es zum Aufruhr die Truppen gebracht,
Denn, daß der König nur lebt' in der Nacht,
Und ſich vor der Sonne, wie Jeder wußte,
Als ſtrahle ſie Dolche, hüten mußte,
Misfiel doch Tauſenden rings umher,
Und, wagten ſie's nur, ſo — wagten ſie mehr.
Nun war er verſchwunden! Warum und wohin?
Welch neues Geheimniß barg ſich darin?
Die Einen ſahn ſich des Führers beraubt,
Ehrgeizig hoben Andre das Haupt;
Wer wahrhaft geliebt den König Trojan,
Sah Trauer und eiſerne Zeiten nahn,
Doch wer nur Ergebung geheuchelt die Zeit,
Hielt ſtillen Verrath nun zu Thaten bereit;
Schon ſchaarten Parteien ſich ſtill zuſammen,
Und, kaum noch verhalten, wuchſen die Flammen.
Dies ahnend, war ſo unverweilt
Der treue Page von dannen geeilt,

Sonſt wär' er nimmer vom Herren gewichen,
Bis alle Gefahr vorüber geſtrichen.
Jetzt ruft er, indem er im Bügel ſich hebt:
„Ihr Mannen alle, der König lebt!“
Raſch weckt nun auch die andere Kunde
Zu neuem Getümmel die horchende Runde.
Des Königs Gefahr, ſo verlaſſen, allein,
Flößt Schrecken und Eifer den Reiſigen ein,
Man bringt dem Pagen ein friſches Roß
Und ſeiner Führung vertraut ſich ein Troß
Von hohen Herrn, die all' auf's neue
Bezeugen wollen die glühendſte Treue.

Inzwiſchen lag dort unter dem Baum
Der König in ſchlaflos facherndem Traum.
Er hört was zu Nacht ſein Page geprieſen:
Die Lerchen ſteigen vom Saume der Wieſen
Und trillern den Jubel der innerſten Seele
Unendlich hervor aus der klingenden Kehle;
Die Wachtel begrüßt den wachſenden Tag
Bald hier, bald dort mit ſchmetterndem Schlag;
Das Licht und die Wärme beleben das All,
Und Strahlen, entſproſſen dem Sonnenball,
Berühren, betaſten, wie Schneckenfühler
Die Falten des Mantels, dahinter zu dringen...

Der König empfindet die leuchtenden Wühler,
Er zittert vor Bangen: es könne gelingen,
Und jene Geſpenſter des Tages, die Farben,
In lohen, vernichtenden Flammengarben
Ihn plötzlich umwogen, umgleißen, umſprühen,
Und rettungslos zu Nichts ihn verglühen.
Ihm ſingen die Lerchen Grabeschoräle,
Ihm hämmert am Sarge der Wachtelſchlag,
Ihm iſt als ob vom Sterben erzähle
All' was er mit Sinnen zu faſſen vermag.
Das Nieempfundene, Nimmergehörte
Erſchüttert ſein Herz, das angſtverſtörte,
Und wie ſich draußen die Wärme ſteigert,
Und Kühlung gemach der Boden verweigert,
Da ſchwindet, verſunken in Fiebergluth,
Ihm alle Hoffnung und aller Muth:
Er fühlt ſich umlagert von Zaubergewalten,
Die, kampflos ſiegend, in Feſſeln ihn halten.
Und doch, doch ſpürt er noch Leben und Kraft,
Noch kann er entrinnen der grauſigen Haft,
Noch muß er nicht, ganz verzweifelt, verzagen,
So lang, von den Lüften des Morgens getragen,
Nur Stimmen des Waldes, nur Stimmen der Flur
In's Ohr ihm tönen das Lied der Natur.
Doch wächſt der Morgen, und menſchliches Treiben
Kann nicht mehr lange vom Orte bleiben —

Gefahr von Menſchen iſt Menſchen die größte!
Weh', wenn ein Aug' ihn im Grünen entdeckte,
Weh', wenn ihn frevelnde Hand entblößte,
Und tödtliches Licht in's Antlitz ihm leckte!....

Vorüber wandern, er hört es ſchaudernd,
Zur Arbeit auf's Feld die Bauern plaudernd,
Und immer häufiger hallen Tritte,
Doch ziehen vorüber in Eile die Schritte,
Und Niemand erſchaute den Mantel, den reichen,
Der Jeden ließe vom Pfade weichen,
— Da ziehen Hirten mit Heerden vorüber...
„Was iſt's mit der ſammtenen Decke darüber?
„Was iſt's, was dort auf dem Raſen ruht,
„Frei unter des Himmels offener Hut?"
So fragen ſie ſcheu und treten heran
Und blicken den Fund voll Neugier an.
„Hei! ſolch ein Mantel gibt Wamms und Jacke!
„Wer hindert's, daß ich das Prachtkleid packe!"
—„Mich dünkt, es decke den Schatz erſt zu;
„Nimm Du den Mantel in guter Ruh',
„Ich will mit dem Anderen mich begnügen,
„Und ſchwerlich wird mich die Wahl betrügen..."
Doch wie der Zweite mit gieriger Haſt
Am breiten Saume den Mantel faßt,

Da glückt es dem Fürſten, aus dürrem Munde
Hervor zu ſtöhnen die Schreckenskunde:
„Ihr mordet den König! Ihr mordet mich!
Jedweder Strahl iſt ein Todesſtich!
Laßt ruhen die Decke, laßt ruhn, laßt ruhn!
All' was Ihr nur wünſcht, ich will's Euch thun!"

Doch glauben die Hirten der Stimme nicht,
Sie meinen ein Toller, ein Trunkener ſpricht,
Und ärgerlich, daß um den Schatz ſie betrogen,
Da ſtatt des Schatzes ein Menſch ſich fand,
Hat bald der Eine mit kräftiger Hand
Den ſchützenden Mantel zur Seite gezogen...

Sie ſehen hinab... erſt ſchien's ein Geſicht,
Ein Körper, ein Weſen, ein Schatten, ein Licht...
Noch ſehen ſie Etwas... nun ſehen ſie Nichts...
Getroffen vom Glanze des Sonnenlichts
War's nebelgleich in die Lüfte verſchwommen,
Und ſchien doch glitzernd wiedergekommen,
Denn rings umher auf den Blüthen der Au
Erflimmert plötzlich demantener Thau...
Da faßte die Hirten Bangen und Grauen...
Es hatte geſprochen... doch Was? doch Wer?
Kein Weſen zu hören und keines zu ſchauen,
Nur rings an den Halmen ein Funkenmeer.

Der Mantel, der deutlich ein Etwas bedeckt,
Nun lag er leer an den Boden geſtreckt...
Und als ſie die Funken, die niegeſeh'nen,
Berührten, zerrannen ſie ſtill wie Thränen...
Entſetzen ergriff ſie mächtig auf's neue,
Entſetzen und bitter empfundene Reue,
Sie flohen mit bebender Angſt von dannen —
Indeß von der Höhe ſprengten die Mannen,
Die ihren Fürſten zu holen kamen.
Weithin rief jubelnd des Königs Namen
Der Page dem Vielgeliebten zum Zeichen,
Daß bald für immer die Schrecken entweichen...
Neu jubelnd erblickt er den Mantel im Grün,
Und ſpringt aus den Bügeln haſtig und kühn,
Und kniet in's Gras, dem Gefolge voran,
Und jauchzt... und... ſchreit in gewaltigem Leid —
Kaum rührt' er die Decke, die täuſchende, an,
So zeigte ſich ohne Füllung das Kleid.
„Zu ſpät, zu ſpät! Wir ritten zu lang!"
Gepreßtem Herzen ſein Weh ſich entrang.
Dann raubt ihm die Tiefe der Klage das Wort,
Er ſtöhnt und wimmert nur leiſe fort,
Und läßt nur ſeine Thränen rinnen, —
Indeß die Andern den Streit beginnen,
Der neue Thränen für Menſchen und Land
Ausſä't mit ſtürmiſcher, blutiger Hand.

Seit jenem Tag erglänzt auf der Au
In ſchimmernder Pracht der perlende Thau.
Nachts ſpiegelt der Tropfen kühliger Glanz
Im Mondlicht flatternden Elfentanz,
Und Morgens taucht ſich der Sonnenſchein
Vielfarbig in's labende Bad hinein.
Doch, Wer das Geleucht ſieht zittern und brennen,
Kann nimmer erſchauen und nimmer erkennen:
Ob ihm zerronnene Königsgeſchmeide,
Ob Thränen, geweint aus tiefſtem Leide,
Entgegen funkeln auf ſeiner Bahn,

So lautet die Sage vom König Trojan.

Am Strande gefunden.

Bringe nur viel!

Wellen auf Wellen kommen gezogen,
Haſchen nach Bildern, ſpiegeln den Strand,
Bringen zum Danke, ſchleudern im Bogen
Perlen und Schnecken feucht in den Sand.

All' das Empfangne, Spiegel verklärte
Sinket mit ihnen wieder in's Meer;
Nur das Gebrachte, Eigenſtgewährte
Raſtet am Ufer, funkelnd und ſchwer.

Was du nur ſpiegelſt, flüchtige Welle,
Sterblicher Menſch du, ſinket in Nacht,
Sinkt mit des Lebens reißender Schnelle —
Aber der Welt bleibt was du gebracht.

Max Waldau.

1.

Des Himmels Anfang und des Meeres Ende,
Wer hat, am Strande wallend, ihn geſehn?
Wen noch das Leben ſchmückt mit reicher Spende,
Der läßt ſich ſeine Gränze gern entgehn.

Das Land, das Meer hat ſich der Menſch gewonnen,
Der Himmel iſt das Dach nur ſeiner Welt;
In's Goldnetz froher Tage eingeſponnen,
Dünkt ihm die Höhe nur ein blaues Zelt.

Und wieder ahnt die Sehnſucht doch und findet
Im Gränzenloſen erſt des Meiſters Sitz:
Wo Form und Weſen namenlos verſchwindet,
Daher nur zuckt des ew'gen Geiſtes Blitz.

Verhüllt, umdämmert, wie im All verloren,
Und wie zu tiefſt in's blaue Meer getaucht,
Lebt hoch die Kraft, die uns die Welt geboren
Und Lebensſchönheit Allem eingehaucht.

Der Traum von ihr erwacht an allen Orten —
Doch träumen wir ihn ſonſt aus uns hinaus,
Und hier nur, an des Gränzenloſen Pforten,
Hier wird, von ihm geſucht, die Bruſt ſein Haus.

Wie auf der Wogen ungewiſſem Schwanken
Sich Schiff um Schiff verliert im Segelkleid,
Verlieren hier ſich leiſe die Gedanken
Im Wunderkreiſe der Unendlichkeit.

2.

Die Sonn' umfängt des Lazarone Glieder,
Sie iſt ſein Liebchen zauberhold und reich,
Mit ihm zu koſen ſenkt ſie ſich hernieder
Und ſchüttet ihm den Schoos voll Glanz zugleich.

So ſüßbelohnt mit himmelsreinem Golde,
Trägt ſeinen Gruß ihr früh der Morgenhauch,
Und ſank in's Meer zur Ruh' die Strahlendolde,
Ihr gilt zu Nacht ſein Schlummerſtändchen auch.

Und bleibt ſie einmal aus, — ſie ſchmollt nicht lange,
Nichts ſtört auf Dauer ihren Liebesbund, —
Bald wird ihr wieder nach dem Treuen bange,
Und doppelt glühend küßt ſie ſeinen Mund.

Sie altert nie, wie alt ſie immer werde,
Sie bleibt in ew'ger Jugend ewig neu,
Die Himmelsrunzeln ſelbſt, die Wetterherde,
Die Wolken, fliehn vor ihren Strahlen ſcheu.

Sie weiht den Biſſen Brod, den er zum Mahle
Mit Meerſalz würzt; in einen Edelſtein
Verwandelt ſie des Trinkers Muſchelſchale;
Das Waſſer drin vergoldet ſie zu Wein.

Wenn ihre Reize wonnig ihn umſchließen,
Dünkt ihm ſein Loos hoch über Königsloos....
Die Sonne ganz erſchöpfend zu genießen,
Verſteht ſo recht ein Lazarone blos.

3.

Drüben wiegt ſich auf den Wellen
Die Fregatte prächtig ſtolz,
Wimpel flattern, Segel ſchwellen
Wehend um der Maſten Holz.
Dieſe Maſten, einſtens Bäume,
Dicht belaubt mit Rauſchegrün,
Ragen in die blauen Räume
Noch wie einſt ſo trotzig kühn.

Statt der Äſte ſpannen Taue
Jetzt am Stamm ſich kreuz und quer;
Nur der Himmel blieb der blaue,
Grün als Wieſe blieb das Meer.
Sieh', dort fliegt ein Vogel eben
Und erſchaut den hohen Maſt,
Seine müden Schwingen beben,
Freudig hält er kurze Raſt.

Iſt es nicht dieſelbe Tanne,
Drauf er einſt im Neſt gehockt,
Bis von Spanne ihn zu Spanne
Sommerluft hinaus gelockt?
Ja, ein Neſt ſogar erblickt er,
Einen Vogel ſelbſt im Neſt —
Schweigend mit dem Kopfe nickt er,
Grüßt mit Blicken, ernſt und feſt.

Maſtkorb iſt das Neſt geheißen
Und Matros die Vogelart; —
Wo zu Streifen, ſchaumig weißen,
Sich der Brandung Wirbel ſchaart,
Wo der Farbenton des Meeres
Riffe kündet unter See,
Wird des Spähers-Amt ein ſchweres
Für des Schiffes Heil und Weh.

Jetzt im Wandern ſich begegnend,
Grüßt das Paar ſich in der Luft,
Jeder denkend, jeder ſegnend
Waldesgrün und Tannenduft.
Durch den Vogel grüßt der Eine
Seiner Heimath Thal und Kamm,
Durch den Andern grüßt der kleine
Flattrer ſeinen Tannenſtamm.

4.

Der Wagen hält. Am Arm des Mannes ſchreitet
Die junge ſchöne Frau durch's Volksgewühl,
Das, wie von ſelbſt, vor ihr ſich freundlich weitet.
Für Schönheit hat das Volk ein tief Gefühl.

Ein Lazarone, recht vom rechten Schlage,
Folgt ſchlendernd nach, als wie zur Ehrenwacht,
Sein Augenpaar ein Doppelſtern am Tage,
Sein friſcher Mund von keckem Witz umlacht.

Madonna! kauft des Frühlings erſte Gaben!'
Ruft hier ein Mädchen Veilchenſträuße aus.
„Pah!" ſagt er, „kaufen, was wir beſſer haben?
Madonna ſelbſt iſt ſchon ein Frühlingsſtraus."

‚Tragt ihr nach Goldorangen kein Verlangen?
Malteſer ſind's, ihr Fleiſch iſt ſüß und roth!'
—„So roſig nicht als dieſer Dame Wangen,
So ſüß nicht, als der Lippe Lächeln droht."

Und freundlich lächeln muß die Dame ſchweigend,
Ob ſeiner ungeheiſchten Huldigung,
Die er, ſich immer graziös verneigend,
Zu bieten weiß in ſchöner Worte Schwung.

Zurück zum Wagen wenden ſie die Schritte,
Und unermüdlich folgt der braune Mann;
Schon ruht ihr kleiner Fuß im Wagentritte,
Da kömmt er ſcherzend einmal noch heran.

„Madonna, gönnt noch Eins; ich will's verkünden
Zu Eurem Ruhm ſo weit der Himmel lacht;
Vergönnt, mein Cigaretto anzuzünden
An Eurer Augen heißer Sprühenacht."

Und lachend muß ſie ihm die Perlen zeigen,
Muß öffnen ihrer Lippen Roſenſchrein —
„Madonna," ruft er, „Eure Schätze ſteigen,
Denn ſolch Geſchmeide nennt kein König ſein!"

Geld läßt der Mann in ſeine Finger ſinken,
Der Lazarone ſchließt des Wagens Schlag:
„Madonna's Wohl im beſten Wein zu trinken,
Nehm' ich's mit tauſend Dank! ... Welch ſchöner Tag!"

Welch ſchöner Tag! für ihn und für die Fremde;
Auch ſie denkt immer freundlich an den Ort,
Wo Grazie wohnt auch unter hanfnem Hemde
Und zum Gedichte wird des Bettlers Wort.

5.

Am Molo horch' ich gern dem Meeresrauſchen,
Wenn Well' auf Welle ſpringt in toller Haſt,
Wenn Kuß auf Kuß ſie unermüdlich tauſchen
Und auf und nieder glitzern ohne Raſt.

Rechtshin erglänzt die Fluth, ein grüner Spiegel,
Der rieſengroß das Sonnenantlitz wiegt,
Als wie ein heil'ger Brief, auf dem als Siegel
Geheimniß-feierlich die Sonne liegt.

Links tanzen, ſeit die Briſe aufgeſprungen,
Die Wogen, ſchaumgekrönt, unbänd'gen Tanz,
Sie kauern ſich, ſie wippen hochgeſchwungen,
Und faſt unheimlich gleißt ihr trüber Glanz.

Ich glaubte mich allein und wollte träumen,
— Da ſpricht es mich zur Seite plötzlich an...
Halbnackt, ein Bild von Bronce mit goldnen Säumen,
Liegt auf dem Stein ein klaſſiſch ſchöner Mann.

Sein Wuchs iſt ſchlank wie alte Götterbilder,
Lebendig ruhig iſt ſein Angeſicht,
Und aus den Augen dann und wann ein wilder,
Und doch nicht roher Blick zu Tage bricht.

Nicht träg, nicht widrig ſchlaff iſt ſeine Haltung,
Ein Weltbeſieger liegt er ſtattlich da;
Er läßt nur Andern jetzt die Weltverwaltung!
So durfte Jeder denken, der ihn ſah.

Den Arm erhebt er, ein gebor'ner Mime,
Und vornehm gnädig winkt er näher mich;
Ich folge ſchweigend ſeiner Pantomime,
Und ſitzend nun beginnt er feierlich:

„Ein Mährchen möcht' ich Euch ſo gern erzählen,
Doch hier gelingt es nicht, Ihr ſeht es ein;
Ich mag auch noch ſo reiche Worte wählen,
Die Fluth ſchlägt allzu tobend an's Geſtein.

„Verlaßt das Meer um drüben mir zu lauſchen,
Dort bietet Schatten uns der alte Baum —
Nur freilich wird er mit den Blättern rauſchen,
Und Ihr vernehmt auch dort mein Mährchen kaum.

„Kommt zum Palazzo, an des Hofes Pforte
Läßt ſich's erzählen frei und ungeſtört —
Dort fällt mir die Fontäne in die Worte
Und plätſchert, daß Ihr nichts von Allem hört.

„Und wandern wir in's Feld hinaus, ſo ſingen
Viel tauſend Vögel uns vereint in's Ohr;
Im Golf auf einer Barke ſtört das Springen
Der Fluth uns und der Schiffer Liederchor.

„Ihr ſeht es wohl, ich möcht' Euch gern erzählen,
Ich weiß die ſchönſten Mährchen weit und breit, —
Doch, wo ein kühles ſtilles Plätzchen wählen?
Geſteht, die Welt iſt gegen mich voll Neid.

„Reich wie ein Fürſt, bin ich der Welt verloren,
Auf weiter Erde denket Niemand mein, —
Es hat ſich Alles gegen mich verſchworen,
Nur Eines blieb mir hold, der Sonnenſchein.

„Ihr ſeid, mir hat's geträumt vor einer Stunde,
Sein Bruder, Herr.... ſo ſeid auch Ihr mir hold!“
Er lacht's hervor aus ſchelmiſch klugem Munde,
Indem er in der Hand die Mütze rollt.

Sein Mährchen war erzählt; der Mann, der braune,
Strich heitern Sinnes meine Gabe ein;
Ich aber lachte, daß des Bettlers Laune
Mich ſchlau gemacht zum Bruder Sonnenſchein.

6.

Dort am Palaſt, der jedes Fremden Ziel,
Steht regungslos ein Greis in ſich verſunken;
Bot ihm das Leben wenig oder viel,
Er hat den Schaum zur Neige ausgetrunken.

Nun ſteht er, eine Spinne in des Bau's
Gedunkelt ernſten Marmor-Spinnenweben,
Wie ein Geſpenſt, das noch durchirrt das Haus,
Wenn längſt aus ihm geflohen Luſt und Leben.

Wie eine Spinne, die im Netze ſtill
Noch Tag für Tag auf neue Beute lauert,
Noch wegelagern und umſpinnen will,
Obwohl ſie ſelbſt ſich lang ſchon überdauert.

„Herr, ſeht mich an!“ auch mir ſein Ruf erſcholl,
„Vermögt aus dieſen Zügen Ihr zu leſen,
Daß ich, o lächelt nicht, daß ich Apoll,
Der vielgeprieſ'ne Heidengott geweſen?“

Den Gott des Lichts, ich hatt' ihn erſt geſehn
So jugendſchön mit marmorprallen Gliedern,
Um ſeine Stirn des klarſten Geiſtes Weh'n,
Die heitren Lippen leisgeſchwellt von Liedern.

Doch Marmortrümmer hatt' ich auch beſchaut,
Die jüngſt man erſt aus Schutt hervorgezogen, —
Zerſchunden, daß den Augen faſt gegraut,
Hielt eine Hand ein Stück von einem Bogen.

Einſtimmig hatte man getauft den Fund:
Apoll, Ferntreffer, Silberbogenſpanner,
Obgleich vom Haupt nicht ſichtbar Stirn noch Mund,
Und ſonſt kein Zug verrieth den Drachenbanner.

Nach ſeiner Epidermis konnte auch
Foſſil-antik der graue Burſche ſcheinen,
Doch wies kein ſprechend Attribut nach Brauch,
Daß er Olympier zähle zu den Seinen.

Drum blieb der Scherz ein wenig ſchlecht gewählt,
Und, ſtatt zu hören, wollt' ich los mich kaufen,
Doch, einmal erſt zum Opfer auserwählt,
War ſeiner Suade nimmer zu entlaufen.

„Nicht lange ſtand ich als Apoll in Gunſt,
Kaum ſproßte mir der Bart um Kinn und Wangen,
So brauchte mich zu andrem Zweck die Kunſt:
Ich ward als Chriſtus an das Kreuz gehangen.

„Zehn Jahre ging's, dann fünf zum halben Preis,
Nur weil ich im Gekreuzigtſein geübt war,
Und meine Farbe (ſtarrt' ich faſt zu Eis,)
So höchſt natürlich todesblaß getrübt war.

„Dann war ich ein berühmter Bettlerkopf,
Ein Prachtmodell, beinah' ein halb Jahrhundert...
Und heut noch werd' ich abgelebter Tropf
In Gallerie'n und Kirchen hoch bewundert.

„Doch freilich nur auf Leinwand und in Stein!
Ich, der so Viele reich und glücklich machte,
Ließ ich herbei mich, ihr Modell zu ſein, —
Da, ſeht, wohin mein Götterleib mich brachte!“

Er ſchwieg, und nahm, und ſeufzte vor ſich hin,
Der wetterbrüchig alte Zeitverzettler;
Mir aber ging es wunderlich zu Sinn:
Apoll wird Chriſtus, Chriſtus wird zum Bettler!

Der Menſch, erſt jugendſchön, dann mild in Kraft,
Und endlich abgebraucht als Weltgeſelle...
Die Kunſt auch, heidniſch, chriſtlich, bettelhaft...
Gilt dieſe Folge nur vom Kunſtmodelle?

7.

Paläſte, Dome, altersheil'ge Pracht,
Verkünden, was ein Volk geweſen;
Man kann der Ahnen Geiſt und Geiſtestracht
Von halben Straßenfronten leſen.
Doch, Art und Eigenſchaft und Fähigkeit
Des Volks von heute zu erfaſſen,
Reicht nicht das Straßenkolorit der Zeit
Und ihre Gaslaternenmaſſen.

Und doch iſt auf der Straße faſt allein
Das Volk als Rohſtoff noch zu finden,
Denn, wird Kultur, der Schatz der Menſchheit, ſein,
So muß das Stammgut drüber ſchwinden.
Die Frage, was ein Volk mit ſich gebracht
An guten Kräften, wie an böſen,
Kann einzig nur, was frei in ihm erwacht,
Nicht aber Angeübtes löſen.

Gamins und Lazaroni überall,
Kaſtanien- und Melonen-Eſſer,
Die ſchienen mir und ſind in jedem Fall
Für Völkerart die beſten Meſſer.
An ihnen zeigt ſich voll, was von Natur
Dem Volkesſchlage zugemeſſen,
Und ſelbſt ein wenig Lack von Zeitkultur
Macht nie ihr Weſen ganz vergeſſen.

Wo Bettler kriechen, winſeln, Augen drehn,
Da herrſcht ein fremder Stamm im Lande,
Und die Beſiegten mußten untergehn,
Sie waren werth der Sclavenſchande.
Doch, wo ſelbſt Bettler heitre Burſchen ſind,
Und nimmer hündiſch ekle Wedler,
Da iſt Jedweder „guter Leute Kind,“
Und ſolch ein Stamm ein wahrhaft edler.

8.

An *****

Ammenlieder ſingen Wellen,
Wenn ſie leiſe wiegend ſchwellen, —
Manche Perle, klar und rein,
Mag am Grund im Schlummer ſein.

Von der Purpurtiefe Grunde
Aus der Muſcheln Silbermunde
Holt der Taucher Perlenpracht,
Mildes Licht aus trüber Nacht.

Perlenglanz aus Nacht und Grauen
Schmückt den Buſen ſchöner Frauen;
Wo auch ihre Muſchel ruht —
Perle tauſchte Fluth mit Fluth.

Thränen ſchlummern tief im Herzen
Eingewiegt von frohen Scherzen,
Und es rauſcht als fluthend Meer
Lebenswechſel drüber her.

Schmerz, der Taucher, gleitet nieder,
Taucht in's Meer der Lebenslieder,
Taucht bis tief in's Herz hinein,
Nennt die Thränen alle ſein.

Läßt ſie in die Augen ſteigen,
Glitzernd, funkelnd, reich ſich zeigen,
Zitternd leuchten feuchtes Glüh'n,
Und wie Edelſteine ſprüh'n.

Wenn, geweint im Deingedenken,
Sie auf Deinen Buſen ſänken,
(Ach, Dein Herz iſt bitterkalt!)
Starrten ſie zu Perlen bald.

9.

Mein Fährmann gut,
Sei auf der Hut!
Der Himmel hat einen rothen Rand,
Verdächtig flattert der Wolken Gewand,
Wie Rauch um Flammen.
Wild brodelt das Meer und ſiedet und ſchäumt,
Als hätten die Tiefen von Blitzen geträumt
Und ſchaarten zum Kampf ſich zuſammen.
Der Hafen iſt fern, ſchon dunkelt's herab,
Das Meer, das Meer wird unſer Grab.

Ob Sturm auch droht,
Noch hat's nicht Noth!
Mein Nachen iſt treu, mein Arm hat Mark,
Und ſchnaubte das Wetter auch rieſenſtark,
Wir könnten landen.
Umſonſt nicht lodert das rothe Licht,
Vergebens rauſchen die Wogen nicht, —
Mein Schiff ſoll heut nicht ſtranden.
Es warnen Himmel und Meer: Entflieh'!
Sie aber, ſie warnte mich nimmer und nie.

O, nur von ihr,
Droht Bittres mir!
Sie trägt in den Haaren ein rothes Band,
Beim Tanze flattert ihr faltig Gewand
Um Schnee und Roſen.
Ihr Herz iſt bedeckt von hoher Fluth,
Nie ſprühten die Wolken reichere Gluth
Als ihre Augen, die loſen.
Den Wogen entrinnen, hält nicht ſchwer,
Ihr aber entrinn' ich nimmermehr.

10.

Das Land iſt ſchön, der Ocean iſt prächtig,
Doch Eins allein für immer, dünkt mich karg;
Wer recht aus voller Bruſt des Lebens mächtig,
Erlaubt als erſte Gränze ſich — den Sarg.

Die Möve flattert um das Schiff, das ſchwanke,
Das weit in's Meer hinaus den Fiſcher trägt,
Ob auch die Fluth mit weißer Wogenpranke
Erſchütternd oft an Kiel und Borde ſchlägt.

Der Aermſte, der im Schatten alter Linden
Am Saum des ährengoldnen Feldes wohnt,
Er darf ſich reicher als der Fiſcher finden,
Deß Hütte auf dem Klippenrande thront.

Sein Schickſal iſt gebannt an eine Scholle,
So öd' wie des Verzweifelnden Gemüth,
Und jeder Sturm zerknickt in wüſtem Grolle,
Was irgend noch an ſeinem Wege blüht.

Das Meer iſt ſein Gebirg' am Blau des Himmels,
Das Meer ſein Feld, ſein Wieſenland, ſein All,
Ihm rauſchen Wellen ſtatt des Laubgewimmels,
Ihm iſt die Möve Lerch' und Nachtigall.

Und dennoch iſt er reich, und fühlt es innen,
Und liebt die „Scholle", die ihm Heimath ward;
Er wüßte nichts am Lande zu beginnen,
Und fremde Arbeit wär' ihm leidig hart.

Er pflügt mit Netz und Angel grüne Wellen,
Zu ſäen und zu mähen braucht er nicht,
Die Furchen können augenblicks verquellen,
Er pflügt der Mühe Frucht ſogleich an's Licht.

Nicht Einmal, zweimal erntet er im Jahre,
Wenn eben köſtlich reif die Meeresfrucht,
Und immer treibt die Fluth, die kühle, klare,
Ihm reichen Segen in die ſtille Bucht.

Er ſelbſt und ſeine Angel lebt vom Meere,
Und auch die Nadel, die ihm Netze ſtrickt,
Iſt eine Granne einer großen „Aehre,"
Die ihm ſchon fertig reif die See geſchickt.

Der Fiſche Fleiſch iſt ſeine leckre Speiſe,
Ihr Thran ſein Oel für lange Winternacht,
Und ihre Gräten nutzt er kluger Weiſe,
Wenn fanggerecht er neue Netze macht.

Arm iſt der Fiſcher nicht, nie hat er Mangel,
Er ſchwimmt im trauten Haus noch auf der Fluth,
Das Meer ſein Feld, und Pflug ihm Netz und Angel,
All was da ſchwimmt, unzählbar reich, ſein Gut.

Und ſchläft der Landmann unter jener Erde,
Die ihn genährt mit ihrer goldnen Frucht,
So ſchläft der Fiſcher auch bei ſeiner Heerde
Am Grunde ſeiner altvertrauten Bucht.

Und doch, wer ihn um ſein Geſchick beneidet,
Um ſeine Einſamkeit am Ocean,
Deß Blick iſt ſtumpf, und ſeine Seele leidet
Trüb ſchwärmeriſch an einem eitlen Wahn.

Das Land iſt ſchön, der Ocean iſt prächtig,
Doch Eins allein für immer, dünkt mich karg,
Wer recht aus voller Bruſt des Lebens mächtig,
Erlaubt als erſte Gränze ſich — den Sarg.

Am Lande Blumen ſehn und Menſchenblüthen,
Am Strande: wie der Brandung Schwall zerſchellt,
Doch nirgend haften müſſen, nirgend brüten —
Der ganze Menſch will auch die ganze Welt!

11.

Mag es droben ſauſend ſtürmen,
Mögen ſich die Wogen thürmen, —
Selbſt in ſchwülſter Wetterſtunde
Blüht es tief am Meeresgrunde.

Nixen pflegen, Nixen hüten
Drunten zauberhafte Blüthen,
Die, beſchirmt vor Sturmgewalten,
Heilig ſchön ſich ſtill entfalten.

Greifen aber Krallentatzen
Wuthentbrannter Wolkenkatzen,
Donner brüllend, Blitze geifernd,
Unermüdlich raſend eifernd,

Bis hinab in jene Tiefen,
Wo die Knospenwälder ſchliefen,
Wühlen in dem Heiligthume,
Knicken Blüthenbaum und Blume,

Dann erſt ſind die Meereswogen
Um die Weihe ganz betrogen,
Alles nachtet, Alles ſinket, —
Selbſt die ſchönſte Nix' ertrinket.

Schönſte Nixe, ſüße Liebe,
Hold entfaltend holde Triebe,
Bannend, lähmend tauſend Schmerzen,
Wohnſt du tief im Menſchenherzen.

Mag's im Haupte ſauſend ſtürmen,
Mag das Lebensmeer ſich thürmen,
Mag in Wolken ruh'n die Sonne, —
Selig leuchteſt Du mit Wonne.

Aber, wenn das Herz getroffen,
Wenn dem Graus der Tempel offen,
Wenn Du ſelbſt vom Kampf umrungen,
Ja, von düſt'rer Fluth verſchlungen —

Dann gedeiht des Schreckens Same,
Dann iſt „Nacht" der Stunde Name,
Nacht für jetzt und Nacht für immer
Ohne jeden Hoffnungsſchimmer.

12.

An *****

In dem Garten dort am Strande,
Wo ich jüngſt mit Dir gewandelt,
Ward ein ganzes Liebesdrama
Kürzlich ſchweigend abgehandelt.

Eine große Purpurblüthe,
Aus gezacktem Laube ſchauend,
Hatte ihren Kelch erſchloſſen,
Innen Honigfunken thauend.

Goldbeſtäubte Silberfäden
Ragten aus dem Blumenſchoſe,
Düfte quollen in den Aether,
Süßer als der Duft der Roſe.

Prächtig war ſie anzuſchauen,
Duft und Farbe freuten, wärmten, —
War's ein Wunder, daß die Falter
Sie den ganzen Tag umſchwärmten?

Einer aber war am Abend,
Allzu glücklich ſchönheitstrunken,
Duftberauſcht und weltvergeſſen
In den Kelch hineingeſunken.

Wonneſelig ließ er zaubernd
Über ſich den Kelch ſich ſchließen,
Ob der Sonne Scheideküſſe
Ihn auch haſtig flüchten hießen.

Als die Purpurblüthe wieder
Sich erſchloß, den Tag zu grüßen,
Fiel aus ihres Kelches Tiefen
Todt der Falter ihr zu Füßen.

Doch bezweifl' ich, daß der Todte
Nur ein Klagelied verdiene,
Weiß ich doch in welchem Falle
Gleicher Tod mir Wonne ſchiene.

Der Schwank von Oliver.

Auch ein Sängergruß.

Was Du nicht ſingen darfſt? — Biſt Du ein rechter Mann,
So ſage hohen Sinn's: Was Keiner ſingen kann.
Unſagliches verſchweigt der Mund des Dichters auch,
Doch feſſelt ſeinen Sang kein Machtgebot, kein Brauch.
War Dir die Schönheit je der Augen Lehrerin,
Und ſieht nun heller Geiſt mit taktgefeintem Sinn, —
Erleuchtet Deinen Pfad die Fackel „Wiſſenſchaft",
Und ſtärkt Dich die Natur mit ihrer Brüſte Saft, —
Erſchloß das Leben Dir die Pracht und auch den Graus,
Biſt Du in Lenz und Schnee gewallt durch's Weltenhaus,
Haſt Du ſo recht geliebt, und haſt Du ſterben ſehn,
Und kannſt Du Thränenthau und Lächeln gleich verſtehn, —
Wird Dir der inn're Traum lebendig zur Geſtalt,
Die ſelber liebt und haßt aus eigenſter Gewalt, —
Und hat der Muſe Kuß Dein Saitenſpiel geweiht,
Daß uns ſein Klang berauſcht mit ſüßer Trunkenheit,
Dann biſt Du ſelbſt Dein Maß und Du nur Dein Gericht!
Schön werden muß der Kranz, den Deine Hand uns flicht,
Schön auch Dein keckſtes Lied, ſchön Rache ſelbſt und Zorn,
— Wie käm' auch trübe Fluth aus ſo geklärtem Born?
Frag' nie: was iſt erlaubt? frag' nur Dein eig'nes Herz,
Ob Dem und Jenem auch misfällt was Du erſannſt,
Halt' muthig feſt den Spruch: „Du darfſt all' was Du kannſt!"

Max Waldau.

1.

Wer will denn immer ſchwimmen auf brauſender Strömung Fluth?
Wer will nur ſtolze Freude, nur hohe begeiſternde Gluth?
Wen donnernde Wogen entzückten, lieſt dennoch Muſcheln im Sand,
Man wärmt ſich am Herd, und erkältet wohl gar ſich bei größerem Brand.

Breit fluthet der Strom der Geſchichte mit Heldenwerken dahin, —
Ein wenig trübe freilich, das macht das Kehricht darin;
Wir Alle waten zu Zeiten in ihm durch Dünn und Dick,
Doch auch die blühenden Ufer verdienen wohl einen Blick.

Es ſchießen im Ufergeſtrüppe viel duftige Blumen auf,
Ja, ganze Märchenneſter muß ſpiegeln des Stromes Lauf;
Anachronismen erfabeln dabei ſich allerdings —
Doch frommt es juſt den Gelehrten, wird jede Chronik zur Sphinx.

Ach, gäb' es keine Märchen, wie ſtänd's mit der Weisheit da!
Die Kinder ſelber, ſie wüßten, wie wenig Gutes geſchah,
Wie Mancher hochgeprieſen auf Ehrentafeln ſteht,
Der eben nur den Andern die klügeren Naſen gedreht,

Der nur durch Rang und Namen Chronikenſchreiber beſtach,
Der ſchlau nur immer entwiſchte der wohlerworbenen Schmach.
Die Kinder ſelber ſie wüßten, wie oft die Größe ſo klein,
Wie bloße Johanniswürmchen angeblicher Sonnenſchein.

Laßt mir die Märchen gelten, hiſtoriſche Märchen zumal,
Sonſt macht ihr die Weltgeſchichte verzweifelt nüchtern und ſchaal,
Sonſt wiſcht ihr die Heldentafel zur Hälfte blank und leer,
Auch zöge man euch Geſichter von allen Seiten her.

Die Märchenpracht an den Ufern macht erſt lebendig den Strom,
Er ſpiegelte ſonſt nur Wolken, und nur den Himmelsdom.
So laßt uns wühlen und wählen im allertollſten Gerank' —
Ja, wenn's gelingen wollte, dann wär's ein prächtiger Schwank!

Ich weiß nicht, wer es erdichtet, dies krauſe ſchnurrige Ding,
Nur glaub' ich, daß er ſeit lange nicht mehr zur Schule ging;
Ich lachte darüber vor Jahren, heut fällt mir's wieder ein,
So mag's denn kraus und ſchnurrig euch wiedergeſungen ſein.

Das war der Kaiſer Karol, der ſegelte über das Meer,
Da trug an Ehren und Ruhme der Kiel gewaltig ſchwer.
Er fuhr mit den Paladinen, er kam vom heiligen Grab,
Friedfertig ſtanden zuſammen Kampfſchwert und Pilgerſtab.

Langweilig wurde den Herren allmälig die Schaukelfahrt,
Und mehr als Einer murrte griesgrämig in ſeinen Bart:
„Es iſt ein ſchlechtes Vergnügen: den Wellen dienen zum Spiel,
Und nüchtern am Bord zu taumeln als hätte man Weines zu viel.“

Und auch der Kaiſer iſt's müde Delphine tummeln zu ſehn,
Er ſehnt ſich, Kunde zu hören, was draußen im Reiche geſchehn;
Da ruft er: „Herum das Steuer! Und haltet auf Byzanz,
Gaſtfrei heißt König Hugo, ſein Hof iſt Pracht und Glanz!

Wir wollen's mit eigenen Sinnen erproben in
seinem Palaſt,
Drum raſch die Segel gerichtet und rüſtig die
Ruder gefaßt!"
Nie ward mit größerem Eifer vollzogen des
Kaiſers Gebot, —
Man ging in Byzanz vor Anker noch vor dem
Abendroth.

Und eh' die Nacht begonnen, vereinte das feſtliche
Mahl
Die tapferen Paladine in König Hugo's Saal.
Dem Könige ſaß zur Seite anmuthig die Kö-
nigin,
Doch Fräulein Jacqueline ſtand Allen noch mehr
zu Sinn.

Mit ihren Augen verglichen, war matt des Ge-
ſchmeides Pracht,
Trüb ſchienen die köſtlichſten Perlen, ſo oft ihr
ein Lächeln erwacht;
Sie war ſo weiß und roſig, ſo duftumwoben
jung,
Doch weihte die Formen alle jungfräulicher Wel-
lenſchwung.

Sie war wie eine Knospe, die ſich erſchließen will,
Halb mächtigen Zuges erwachend, halb träumeriſch weich und ſtill,
Viel tauſend Schätze bietend, und keines recht ſich bewußt,
Noch halb an den Himmel verpfändet, und halb ſchon irdiſcher Luſt.

Sogar Turpin, den Biſchof, erwärmte die Holde ſchier,
Gern blickt' er über den Becher, ſo oft er trank, nach ihr,
Strich ſinnend den Bart und raunte: „Wohl Dem der die Jungfrau minnt!
Mich dünkt die Königstochter ein wohlgethanes Kind."

Sie war im Prunke des Feſtes das herrlichſte Schaugericht,
Tag war es, ſo lang im Saale als Sonne geſtrahlt ihr Geſicht;
Erſt als ſie von dannen geſchritten, da fühlten die Herrn die Nacht,
Und wußten in Bälde zu enden die fröhliche Becherſchlacht.

Der König gab geziemend den Gäſten ſelbſt das Geleit,
Er führte ſie höflich zur Stelle, wo ihre Lager bereit,
Und an des Gemaches Wänden, in jeden goldenen Ring
Vertheilte mit kundigen Händen Wachsfackeln der Kämmerling.

Ein Saal mit hohen Gewölben, kreisförmig rings gedehnt,
Und mitten auf ſtattlichen Pfeiler die Bogengurte gelehnt,
Zwölf Niſchen mit ſchlaflichen Lagern, ein Prunkbett mitten im Raum, —
So grüßte der Ort die Helden, und beſſer erſehnten ſie's kaum.

Sie ſtreckten ſich Alle behaglich, der Kaiſer aber begann:
„Nun geb' ein Jeder zum Beſten noch Was er gekonnt und kann.
Wir haben mit unſeren Armen ſchon manche That vollbracht.
Nun laßt uns proben die Zungen! Wer zeigt die größte Macht?

„Mag Jeder des Höchſten ſich rühmen, das Tollſte heiß' ich brav,
So plaudern wir uns ergötzlich in einen erquicklichen Schlaf.
Den Reigen führ' ich ſelber, heraus mit den Schwänken, heraus!
Hier iſt mein tapferes Stückchen, erſt hört, dann ſtecht mich aus.

„Mir iſt ein Hieb geläufig, ein ganz verzweifelter Streich,
Den that mir nimmer ein Rieſe, den thut kein Ritter mir gleich.
Ich hab' ihn mehr als einmal im Kampfgetümmel geführt,
Und Jeder, den er getroffen, hat doppelt und nicht ſich geſpürt.

„Joyeuſe ſchlägt durch den Reiter, durch Helm und Brünne den Schlag,
Der Gegner iſt glatt zerſpalten, bevor er's zu denken vermag.
Vom Pferde zu beiden Seiten, ſinkt eine Hälfte herab,
Zwei Todten und doch nur Einem geſegnet der Mönch das Grab."

„Nicht übel!“ lachen die Andern, ſo wächſt der Feinde Zahl,
Doch nicht zu Eurem Schaden, und erſt im Tode zumal.
Nur Schade für die Panzer, die Euere Klinge zerſchnitt,
Wir brachten ſo viel Beute nach Hauſe weniger mit.“

Nun kam an Roland die Reihe, laut rief der junge Held:
„Ich will Euch Kunde ſagen, wie ſtark mein Hüfthorn gellt.
Von dieſem Palaſte ſtürzen, und hätt' ihn der Teufel erbaut,
Zuſammen hundert Toiſen bei ſeinem erſten Laut.“

Und lächelnd entgegnen die Andern: „Ei, brechen nur hundert entzwei,
So ſorge, daß der Saal hier, die hundert und einte ſei.“
„Nein, mag's dem Saale gelten, er dünkt mich ein Rattenneſt,“
Ruft Kaiſer Karl dazwiſchen, „das Vieh hält heut' ein Feſt.

„Es raſchelt in dieſer Säule, es knüspert her und hin,
Ich glaube gar, jetzt nieſt es, ſo wahr ich der Kaiſer bin.“
„Habt Ruh'! ſchon gilt es dem Saale,“ fällt Herzog Gottfried ein,
Bald poltert aus ſeinen Fugen jedweder Quaderſtein.

„Sei gnädig Allen der Himmel! Es kommt nicht Einer vom Ort!
Ich faſſe nur mit dem Finger die Ampelkette dort,
Ein Zug, die Gewölbe berſten und praſſeln herab im Nu,
Und dreizehn ewige Schnarcher deckt Schutt und Marmor zu...“

„Noch ohne die Ratten zu zählen!“ lacht wieder heiter der Chor,
Und lachend ſetzt Graf Richard ſich auf dem Lager empor:
„Ich hab' ein beſſeres Wunder als Elephantenkraft,
Mir hat ein bloßes „Pſt!“ ſchon glorreichen Sieg gebracht.

„Ich ſchoß nach meinem Feinde, der wendet das Roß in Eil',
Schon war er mir im Rücken, nach vorwärts flog der Pfeil, —
Pſt! ziſcht' ich, leiſe winkend, da ſuchte der Pfeil ſein Ziel,
Beſchrieb den kürzeſten Bogen, und ſieh', der Ritter fiel."

Und lachend erzählten die Andern ihr Stück in gleichem Ton,
Turpin, der fromme Biſchof, Naimis und Ganelon,
Guy, Riol ſammt Herrn Lambert, Garin und Ogier,
Toll waren die luſtigen Schwänke, der Kaiſer lachte ſehr.

Doch als an den Letzten endlich die Reihe zu reden kam,
Herr Oliver faſt trotzig das Wort von den Vorderen nahm.
„Wollt Ihr was Rechtes ſagen, Prahlhänſe, die Ihr ſeid,
So müßt Ihr fabeln und lügen, wahrhaftig Ihr thut mir leid!

„Ich lieg' in ſchlechter Geſellſchaft und wüßte die beſſ're mir,
Und was ich dann vermöchte, ich ſag's im Ernſte hier, —
Verwirkt ſei Olivers Leben, wenn Er's nicht halten kann,
Ob's Keiner auch ſonſt vollbrächte, nicht Ihr, noch ein anderer Mann!

„Zählt dreimal dieſe Finger, da halt' ich die Hand zur Schau,
Und gibt mir König Hugo ſein wonniges Kind zur Frau,
Dann ſoll am anderen Morgen ſie roſig gedenken der Zahl,
Und ſoll ſo oft Euch heißen mein wahres Ehegemahl!"

Da lachten die Paladine, da lachte der Kaiſer zumal,
Es dröhnten die Steingewölbe, es zitterte rings der Saal.
„Für heute bleibſt Du Sieger, Du biſt der keckſte Geſell!"
Entſcheidet der heitere Kaiſer und lacht auf's neue hell.

„Wohl Mancher im Ringelrennen ſchon fünfzehn Ringe ſtach,
Und Mancher an einem Tage ſchon fünfzehn Lanzen brach,
Doch ſolch ein Mannes-Erdreiſten traf nimmer unſer Ohr...“
So lachen, den Ritter verſpottend, die Helden alle den Chor.

Turpin nur murmelt leiſe, ſchon halb vom Schlafe beſiegt:
„Mich hätten in meiner Jugend leicht ähnliche Träume gewiegt.
Die Beiden ſollten ſich haben, ſie gäben ein würdiges Paar,
Und wollt' es König Hugo, von ihr droht keine Gefahr;

„Sie lugte unter den Wimpern nach Oliver allein,
Er ſchien ihr ſchön und mannhaft wie ſonſt kein And'rer zu ſein,
Sie blickte noch von der Schwelle, im Flug erröthend, zurück, —
Wie blüht doch rüſtiger Jugend allwegs von ſelber das Glück!“

„Nun hört mir auf zu murmeln und löſcht die Fackeln aus,
Sogar die Ratten beſchloſſen für heute den Feſttagsſchmaus,
Ich höre ſie nicht mehr raſcheln, ſie haben ſich müde gewetzt...“
Befiehlt mit mächtigem Gähnen der ſchläfrige Kaiſer jetzt.

Und wieder wird mit Freuden des Herren Gebot vollführt,
Denn jeder der Paladine ſchlaftrunken und matt ſich ſpürt;
Gar tiefe Athemzüge verkünden in kurzer Zeit,
Daß ſich die edlen Helden ſorglos dem Schlummer geweiht.

2.

Was iſt ein großer König doch ſchwer von Sorgen geplagt,
Er weiß, daß Keiner in's Antlitz ihm je die Wahrheit ſagt, —
Wenn nicht zu Anderer Schaden gerade die Kunde gereicht,
Und ſo dem Ziele näher der Redner ſelber ſich ſchleicht.

Nun läßt ſich ganz in's Blaue doch nimmer Erkleckliches thun,
Auf Grund nur ſich'rer Berichte kann ſicher ein König „geruhn."
Das wußte König Hugo; doch hielt es damals ſchwer
Nur Einen „Berichter" zu finden, — heut fänd' er deren mehr.

Geheime Berichter mein' ich, die man Spione nennt,
Zuträger, Wortverdreher, die Niemand mit Namen kennt, —
Denn juſt nach ſolchen ſtrebte der König von Byzanz,
Man kann nicht eben ſagen: zu ſeines Ruhmes Glanz.

Schwer war's, den Lauſcher zu finden, doch glückt' es immerhin,
Der Dienſt bot ohne Arbeit zu reichlichen Gewinn,
Ein Jude, Kaleb geheißen, dem Alles gut was ſchlecht,
Fand ſich mit Wohlbehagen in dieſe Beſtallung zurecht.

Und als ihm Hugo winkte an ſeines Feſtes Schluß,
Da bückt' er ſich nieder und küßte demüthig des Königs Fuß,
Empfing den geheimen Auftrag und beugte ſich wieder gar tief,
Wir werden es bald erfahren, wohin der Burſche lief. —

Nun ſtand am Himmel die Sonne, der Kaiſer war erwacht,
Die Helden ſprangen vom Lager und dachten der Scherze der Nacht,
Sie rühmten ſich ihrer Träume und ſchnallten die Panzer dabei,
Da riß vor hellem Gelächter manch guter Riemen entzwei.

Dann wollten nach Knappen und Roſſen Riol und Naimis ſehn,
Doch blieben ſie, neu auflachend, dicht an der Pforte ſtehn,
Denn eben trat als Herold der Jude Kaleb herein,
Und ſchien ob ſeiner Botſchaft nicht ſonderlich freudig zu ſein.

Er deutete mit den Fingern auf ſeine Heroldstracht,
Und ſah doch wieder rückwärts, ob hinter ihm noch die Wacht,
Das Dutzend Hellebardiere, das ſchwerlich ein ſicherer Schutz,
Begegneten ſolchem Herold' die hohen Helden mit Trutz.

Er blinzelte mit den Augen, er ſchielte ſcheu umher,
Und macht' es, ernſt zu bleiben, den Herren gewaltig ſchwer.
Frech ohne Muth, doch zitternd noch wichtigthueriſch dreiſt,
Herr Kaleb hier wie immer ſich ſeiner würdig erweiſt.

„Ei, unſer Vetter Hugo liebt Schwänke ſo gut als Wir,
Er ſchickt uns für den Zwinger das allerſonderſte Thier,
Krumm-ſchnablig und keine Eule, wer ſagt mir was es ſei?
Mir ſcheint's ein luſtiger Bankert, Schmutzfink und Papagei."

Ergrimmt ob ſolcher Verhöhnung beginnt der Herold im Nu,
(Nur drückt er während des Redens doch lieber die Augen zu.)
„Mich ſendet der große König... mich ſchirmt mein heiliges Amt...
Ihr ſeid von dieſer Stunde Gefangene alleſammt!

„Wer raſtet in Königshallen, der ſei auch Königsgaſt,
Und wandle zum Narrenthurme nicht ſeines Wirthes Palaſt!
Schwer zürnt Euch König Hugo, und darf Euch grollen mit Fug,
Denn Keiner von Euch ſich würdig in letzter Nacht betrug.

„Als Scherz ſind ſolche Dinge, wie Euer Mund ſie ſprach,
Für Herren mit Land und Leuten, für Ritter Schimpf und Schmach,
Doch war es mehr als bloße ruhmredige Prahlerei,
So zeig' es ſofort ein Jeder, — nicht eher kommt Ihr frei!

„Das thut Euch Vielberühmten durch ſeines Herolds Mund
Der mächtige König Hugo geziemend zu wiſſen und kund!
Was bring' ich nun für Antwort vor ſeinen erhabenen Thron?
Wie wollt den Bann Ihr löſen, wie ſühnen den frevlen Hohn?“

Der Kaiſer vernimmt es mit Staunen und zieht die Stirne kraus,
„Jetzt hört Ihr die Ratten pfeifen, die geſtern gefeiert den Schmaus!“
So ruft er und pocht an die Säule, an die ſein Bett ſich ſtützt,
Hohl klangen wieder die Schläge, ſie hatte den Lauſcher geſchützt.

Der mächtig ſtarke Pfeiler barg einen Treppengang,
In den der Jude nächtens, die Herrn zu behorchen drang.
Kopfſchüttelnd erräth es der Kaiſer und murmelt vor ſich hin:
„Unritterlich iſt das Stückchen, mir käm' es nimmer zu Sinn!“

Laut murren die Paladine: „Gefangene ſind wir nicht,
So lang ein Schwert noch ſchneidet, ſo lang ein Dolch noch ſticht.
Will uns der König halten, ſo fang' er uns nur zuvor!
Mit Männern in Waffen ſchaltet ſo kecklich nur ein Thor!“

Doch, Schweigen gebietet der Kaiſer, und rings verſtummt der Kreis.
„Mich ärgert die Rattengeſchichte, doch macht ſie mir nicht heiß,“
Beginnt der ruhmgekrönte, der wieder heitere Mann
Und wendet mit ſpöttiſchem Lächeln ſich an den Herold dann:

„Nun, Rattenkönig, höre, und merke dir Wort für Wort:
Wir können leicht von hinnen, bewachten auch Tauſend den Ort,
Doch wollen wir nicht als Lügner, als Prahler von dannen ziehn,
Was geſtern wir geſprochen, heut ſei's zur That gediehn.

„Ich führte geſtern den Reigen, heut führ' ich ihn billig auch,
Und will dem Könige zeigen, was meines Schwertes Brauch.
Byzanz hat Mangel an Rittern, ſonſt miſſten wir Dein Geſicht,
Doch wäre der Erſte Beſte noch immer mein Gegner nicht.

„Kein ebenbürtiger Gegner iſt für den Kaiſer da,
Nur etwa der König ſelber ſteht mir an Ehren nah;
Mit ihm nur kann ich mich meſſen, an ihm nur proben den Streich,
So ſtell' er ſich eiſengepanzert, ich thu' den Gefallen ihm gleich."

Dem Juden gellen die Ohren, das dünkt ihm fein und klug,
Und für den Verſtand des Königs ein wenig mehr als genug.
Doch eh' er ſich noch beſonnen, tritt Roland keck herbei,
Und putzt an ſeinem Horne die zierliche Bildnerei.

„Geh' hin zum Könige," ſagt er, „Du ſiehſt, ich harre ſein,
Auf ſeine Naſe blaſ' ich mit Freuden Stein auf Stein!"
Der Jude duckt ſich, als kämen die Quadern ſchon geſtürzt,
Es will ihm ſcheinen als habe der Knoten ſich übel verſchürzt.

„Ja, tummle Dich von hinnen," ruft Herzog Gottfried jetzt,
„Damit an meinem Stückchen Dein hoher Herr ſich ergetzt,
Ich ziehe dort die Kette, da klappt die Falle zu,
Wir wünſchen einander nur ſchnell noch: Gut' Nacht! zur ewigen Ruh'."

Jedweder der ſtattlichen Helden im ſelben Tone ſprach,
Und gar von Gelächter erdröhnte zuletzt noch das weite Gemach,
Als Oliver mit Würde in vollem Ernſte begann:
„Ich bin im Reigen der Letzte, doch nirgend der letzte Mann.

„Ich werb' um Jacqueline, um König Hugo's Kind,
Und iſt die Heißgeliebte mir wieder hold geſinnt,
Dann ſei mit meinem Leben die Schuld der Zunge bezahlt,
Sagt morgen meine Gemahlin, daß Oliver geprahlt."

„Da hörſt du's, Rattenkönig," nimmt wieder der Kaiſer das Wort,
„Mag König Hugo beſtimmen der Proben Zeit und Ort!
Wir ſind nicht Prahler und Memmen, wir werden nicht entfliehn,
Wir ſtehen bereit und gerüſtet, wir warten einzig auf ihn."

Froh, daß er heil entkommen, der Herold unverweilt
Mit Kaiſer Karls Beſcheide zu ſeinem Fürſten eilt.
Er fürchtet für dieſe Botſchaft nur kleinen Soldbetrag
Und wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne, bevor er zu reden vermag.

„O Herr, die hatten Zähne ſchon klein im Mutterſchos,
Das ſind verſchmitzte Teufel," beginnt er athemlos.
„Der Kaiſer ſelbſt iſt der Schlimmſte, er will Euch ſtracks an den Leib,
Und auch die Andern erſchlagen nur ſo zum Zeitvertreib..."

Dem Könige ſelber ſcheint es, nachdem er die Kunde gehört,
Als hab' ihn allzuvorſchnell ſein blinder Zorn bethört;
Er kraut ſich in den Haaren, beſieht ſich die Nägel der Hand,
Und denkt: wie ſoll ich nun löſen des eigenen Wortes Pfand?

Er läßt den Kanzler rufen, — nun ſinnen ihrer Zwei;
Dann muß zur Unterſtützung die Königin auch herbei.
Schwer zürnt die hohe Fraue, daß man ſolch Wort geſagt,
Wie Oliver, der Milchbart, im Übermuthe gewagt.

Sie ſchickt den Kanzler von dannen; doch als die Thüre ſich ſchloß,
Ein Lächeln wie Sonnenſtrahlen bald wieder die Lippen umfloß, —
Sie hat ſchon geſtern mit Freuden die glühenden Blicke belauſcht,
Die Oliver, der ſchmucke, mit Jacqueline getauſcht.

Er iſt von gutem Hauſe, ihr ſelbſt ein wenig verwandt,
Und als ein tapferer Ritter in allen Reichen bekannt,
Er iſt in ſchönen Jahren, ein jugendlich ſtrahlender Held, —
Sie findet's genehm und billig, daß ſolch ein Paar ſich gefällt.

Ihr dünkt er für Jacqueline gerade der rechte Mann,
Doch wußte ſie, daß der König ſeit lang' auf Anderes ſann;
Jetzt aber war er in Nöthen, jetzt half ein günſtig Geſchick,
— Sie war ein Weib und nutzte unirrbar den Augenblick.

„So ſtark Du biſt, den Kaiſer, den kannſt Du nimmer beſtehn,
Doch dürfen zu Deiner Ehre, ſie ganz nicht ledig gehn,
Sonſt wirſt in allen Landen verhöhnt Du alle Zeit.
Mag Einer für Alle büßen, falls Einer nicht Alle befreit!

„Um Dich vor Gefahr zu hüten und Schimpf zu wehren vom Haupt,
Scheint auch das größte Opfer mir würdig und wohl erlaubt;
Ein einziges Mittel weiß ich — umkehre die Reihe der Herrn,
Laß Oliver beginnen, so hältst Du die Andern Dir fern.

„Sie sind in dem Einen geschlagen, der sicher in Schanden erliegt;
Doch sind wir Alle gerettet, selbst wenn der Kämpe siegt,
Denn dann gibt's freudige Hochzeit, und Niemand denkt an Streit,
Vergeben und froh vergessen wird Alles was Euch entzweit."

„Das ist ein verzweifeltes Mittel," nickt König Hugo zurück,
Doch ist es das einzige wirklich, und drum noch fast ein Glück.
Er setzte sein Leben zum Pfande, beim Worte halt' ich den Tropf,
Heut Abend feiert er Hochzeit und morgen fällt sein Kopf.

„Beſcheide Jacquelinen und tröſte das arme Kind,
Ich bin ihr für das Opfer geneigter noch künftig geſinnt;
Der Kanzler trägt zu den Gäſten den wohlerwognen Beſchluß,
Er macht den klugen Herren gewiß nicht kleinen Verdruß."

Der Kanzler wird gerufen und hört mit Staunen das Wort,
Und müßt' er nicht zu den Gäſten, er rühmte noch immerfort,
Die Weisheit ſeines Fürſten, die Fügſamkeit der Frau...
Der König lächelt geſchmeichelt, die Königin lächelt ſchlau.

Ob unbegrenztes Vertrauen zu Olivers Kraft ſie hegt,
Ob andere Rettungsplane ſie noch im Herzen pflegt?
Wer mag ein Weib ergründen, ein Weiberlächeln verſtehn?
Klar hat man in Meerestiefen, in Frauen noch nimmer geſehn.

3.

Weit dehnt am Palaſt ſich der Garten, geſchmiegt
an das blaue Meer,
Dort wandelt Jacqueline, wie iſt ihr Herz ſo
ſchwer!
So ſchwer zum erſtenmale inmitten der Morgen-
pracht,
Sie ſeufzt und könnte weinen, von tauſend Blü-
then umlacht.

Droht ſchon ſo früh ein Wetter, und drückt ſo
ſchwül die Luft?
Wirkt heute ſo mächtig betäubend Jasmin und
Roſenduft?
Wohl droht Gewitterſchwüle, doch nicht im Him-
melsraum,
Wohl duftet's ſinneverwirrend, doch, weder Ge-
ſträuch noch Baum.

Ward Euch von der ſchönſten Lilie die Sage nimmer kund?
Sie hebt zur Blüthenſtunde das Haupt von der Waſſer Grund,
Schwül zuckt es um die Knospe, dann ſpringt ſie tönend auf,
Und wunderſelige Düfte verſtrömt leisathmend der Knauf.

Die allerſchönſte Lilie den reichſten Kelch erſchließt,
Und über die Krone ſchäumend, ſüß ſeliger Duft ſich ergießt;
Die wonnevollſte Blüthe, das Herz in der Jungfrau Bruſt,
Wird ſeiner heiligen Schätze in holder Angſt ſich bewußt.

Halb offen wiegt ſich die Blüthe und ſchwimmt auf den Wellen dahin,
Erwachte Gefühle blättern wie kleine Engel darin,
Sie lauſchen mit ſchelmiſchen Augen tief in den Schos hinein,
Dort ſchlummert der ſchönſte Engel, der ſoll ihr König ſein.

Er träumt, und träumt von Schrecken, von denen
er nichts verſteht,
Die Pulſe hämmern ſtürmiſch, und zuckend der
Athem verweht.
Ihm iſt, als müßt' er ſterben — um recht leben-
dig zu ſein, —
Als käme nach grauſigem Dunkel erſt ſtrahlender
Sonnenſchein.

Er zittert und weint im Schlafe, da ſtreicheln
die Brüder ihn wach,
Er öffnet erſchrocken die Lider und ſeufzt ein ge-
dehntes: Ach!
Doch ſieh', ſein Blick thut Wunder, kaum leuchtet
der Strahl hervor,
So heben geheime Kräfte ihn ſelbſt aus den Tie-
fen empor.

Hochaufgerichtet prangt er, ſein Haupt mit der
Krone geſchmückt,
Und rings im Kreiſe die Andern ſtehn ihn zu
grüßen gebückt,
Für ihn nur wölben die Blätter das prächtige
Blüthenhaus,
Zu ſeiner Feier nur hauchen ſie tauſend Arome
aus.

Er weiß ſich kaum zu faſſen, er blickt wie trunken umher,
Er bebt, doch nun aus Freude, ſein Blick wird thränenleer,
Die Schrecken ſind verwunden, die Schleier verrieſeln ſtill,
Und ſchon ein mächtig Verlangen aus Sehnſucht reifen will.

Solch Wunder ſah im Buſen des Königs Tochter erblühn,
Das macht ſie heißer athmen, macht ihre Wangen glühn,
Und macht ſie wieder erblaſſen, und thaut von den Wimpern herab —
Bald heißt ihr die Welt ein Garten, und bald ein klaffendes Grab.

Die heitern Geſpielen mahnen vergebens zu Spiel und Tanz,
Heut weiß ſie keine Lieder, heut fordert ſie keinen Kranz;
In ſtille Gänge verliert ſich das holde Frauenbild,
So trennt im Wald von der Heerde ſich gern ein krankes Wild.

Sie wandelt unter den Bäumen, hell ſchimmert ihr weißes Gewand,
Doch unter dem Schnee der Falten, glüht immer heißerer Brand;
Ihr flüſtern die Blumen von Liebe, ſie küſſen ſich Kuß um Kuß,
Die Vögel ſingen einander helltönenden Liebesgruß.

Aufſchluchzt in den Roſengebüſchen kaum eine Nachtigall,
So gibt dort drüben Antwort der gleiche wonnige Schall,
Ein Locken herüber, hinüber, dann froher Triumphgeſang,
Ein Fliegen, ein Suchen und Finden, dann Schweigen, begnügt und lang.

Beredt iſt heute die Erde, empfänglich die Holde wie nie,
Und ſelber das Unverſtand'ne ergänzt die Fantaſie.
Sie fühlt: ihr Herz im Buſen, das lange verſchloſſen lag,
Ihr Herz iſt flügge geworden, iſt Nachtigall im Hag.

Es weiß, es ſingt von Liebe, es lockt ein ſchmelzendes: Komm'!
Und wartet und hofft auf Antwort, bald heiß, bald ſchwärmeriſch fromm.
Dann aber muß es klagen: wie bin ich arm an Glück,
Ich bleib' in der Welt voll Liebe allein, allein zurück!

Und wo am Meeresgeſtade ſich weit die Ausſicht dehnt,
Ihr Haupt in die weißen Hände ſchwermüthig die Jungfrau lehnt;
Nicht feſſelt ihre Blicke der Fluthen purpurne Pracht,
Sie ſieht nur Eines, das Schiff nur, das Karl und die Helden gebracht.

Und wieder gedenkt ſie des Kaiſers und ſeiner Großen nicht,
Ihr blieb im Herzen haften ein einzig Heldengeſicht,
Ihr iſt nur Einer gekommen, gekommen um wieder zu gehn,
Sie wünſcht, ſie hätt' ihn nimmer, wenn nicht für immer geſehn.

„O nähmſt Du mit Dir mich von hinnen, Du herrlich ſchöner Mann,
Nicht mit der Kaiſerin tauſcht' ich, kein Weib beneidet' ich dann!
Du nahmſt mir allen Frieden, nur Du gibſt Frieden zurück,
Und nur mit Deinen Armen umfängt mich wieder das Glück.

„Wie leuchten Deine Augen lebendigen Sonnenglanz,
Sie haben mein Herz getroffen, und nun erſt leb' ich ganz,
Ich lebe von ihren Strahlen, ſie weckten mich auf mit Macht,
Ich weiß nicht mehr zu ſchlummern nach ſolcher Morgenpracht.

„Du ſahſt mir Leben und Liebe in Herz und Seele hinein,
Und wenn Du gehſt, verſchmacht' ich, o laſſe mich nicht allein!
Dein eigen bin ich geworden, nun ſehn' ich mich nach Dir,
Und Du nur kannſt mich erlöſen, Du aller Helden Zier."

So flüſtert bebend die Jungfrau, auflodernd in heller Gluth,
Nach Oliver, dem jungen, ſteht all ihr heißer Muth;
Ihn hat aus den Paladinen, ihr ſehnendes Herz ſich erwählt,
Ihm hat in dieſer Stunde ſie geiſtig ſich vermählt.

So ſchlagen nur im Süden die Liebesflammen empor,
So prachtvoll unabweislich, ein zauberſprühender Flor,
Ein Flor von glühenden Blumen, der alle Schleier verbrennt,
Und rückhaltslos ſich ſelber das innere Feuer bekennt.

O käme jetzt der Geliebte, wie fänd' er blühend die Zeit,
Wie ſängen einander die Herzen unſagliche Seligkeit!
Ja, käme der Heißerſehnte... doch naht an ſeinerſtatt,
Ein Schwarm geängſtigter Boten, von Laufen und Rufen matt.

Man ſuchte ſeit lange die Jungfrau im Garten überall,
Ihr aber war verloren jedweder Stimmenſchall,
Faſt mußte man ſie rütteln aus ihrer Träume Bann,
Und ſchreiend übertäuben was ihre Seele ſann.

Erſt hatte dringend und haſtig nach ihr die Mutter geſchickt,
Doch hatte ſie keiner der Boten zur rechten Friſt erblickt;
Nun ſandte der König ſelber und ſein Geheiß befahl,
Daß ohne Weilen die Tochter erſcheinen müſſe im Saal.

Der Kämmerling ſtammelt: es ſcheine gar zornig die Majeſtät,
Ein außergewöhnlich Ereigniß in allem Thun ſich verräth;
Die Gäſte ſeien geladen, als gäb's ein ernſtes Gericht,
Doch kenne man nicht den Frevel, und auch den Schuldigen nicht.

Längſt ſeien Alle verſammelt, man harre nur ihrer allein,
Es ſcheine die hohe Prinzeſſin vor Allen nöthig zu ſein,
Denn ungeduldig ſende der König fort und fort,
Und heiße die Boten eilen mit ſeltſam wildem Wort.

Was ſoll die Jungfrau denken? Man wartet ihrer allein!
Dann muß ſie ſelbſt zu richten, ſie ſelbſt die Frevlerin ſein.
Wer hat es errathen, verrathen, daß ſie den Ritter liebt?
Denn jede andere Klage an ihrem Range zerſtiebt.

Blaß werden ihre Wangen, ſtolz aber leuchtet ihr Blick,
Sie fühlt ſich von Liebe gewappnet zum Kampfe mit jedem Geſchick,
Sie will vor den König treten und ſagen hell und laut:
Wenn Oliver mich fordert, ſo bin ich ſeine Braut.

Doch wie ſie vor den Männern zum Throne
ſchritt hinan,
Ein Schauer, ein banger, ein kühler, durch ihre
Glieder rann;
Vermählt iſt nur die Seele, jungfräulich erzittert
der Leib
Und ſchämig erröthend verklärt ſich zum Engels-
bilde das Weib.

Und ſieh, auf Olivers Stirne zuckt eine Falte
hin,
Ihm ſteht der Schwank von geſtern nicht ſonder-
lich mehr zu Sinn;
Was keck von einer Fremden im Übermuth er
ſprach,
Das dünkt von der künftigen Gattin ihm faſt wie
eigene Schmach.

Wie iſt ſo ſchön die Holde, wie blickt ſie edel
und rein!
Solch adlig Frauengebilde iſt wie ein Heiligen-
ſchrein:
Man muß mit Ehrfurcht nahen zu ſeligem Weihe-
tauſch,
Verſchwiegen nur erfüllt ſich der höchſte Wonne-
rauſch.

Er fühlt's, doch faſt verpfändet iſt Wort und Ehre zugleich,
Auch dankt er ja die Gattin gerade dem frevlen Streich;
So fliegt der Schatten vorüber und herrlich ſtrahlt er wie nie,
Daß ſelbſt der grollende König ihm faſt ſein Prahlen verzieh.

Doch hatte zuvor der Kanzler, der Karl und die Helden berief,
Ihm neu durch ſeine Kunde den Stolz verwundet zu tief.
Sie hatten unverſieglich ob ſeiner Weisheit gelacht,
Genickt nur hatte der Kaiſer: „das hab' ich mir gedacht!“

Als triumphirende Sieger betraten ſie den Saal
Und wünſchten Glück dem Fürſten zu ſeiner klugen Wahl;
Sie hatten ſogar geflüſtert, als fern die Prinzeſſin blieb:
„Die Tochter gleicht dem Vater, ſie hat ſich ſelbſt nur lieb.“

Das hatte unverſöhnlich ihm ſtille Wuth geſchürt,
Er hatte geſchworen: die Probe wird gnadelos vollführt,
Und Oliver muß büßen, am Morgen fällt ſein Kopf,
Denn nimmer hält ſein Verſprechen der prahleriſche Tropf.

Laut wiederholt' er den Gäſten ſo eben noch den Schwur
Und ſah mit innerer Freude verſchwinden des Hohnes Spur,
Und ſah bedenklich werden all ſeiner Gäſte Geſicht,
Nur Oliver's kühne Züge vergaßen das Lächeln nicht.

Jetzt iſt die Braut zur Stelle und ſtreng der König beginnt:
„Es iſt mein ernſter Wille, daß Oliver heute Dich minnt,
Ich will's, Du mußt Dich fügen, bald biſt Du wieder befreit,
Ich gebe Dir beſſeren Gatten, ich hoff's, in kurzer Zeit.

„Turpin, Du ſegne das Bündniß...“ Im Fluge war es gethan.
Doch Jacquelinen ſcheint es ein Traum, ein Nebel, ein Wahn.
Ihr iſt, als lebe ſie Räthſel, ſie lacht und weint zugleich,
Sie glüht wie eine Roſe, dann färben die Schrecken ſie bleich.

Ihn ſollte ſie wieder laſſen, den hocherſehnt ſie gewann?
Sie ſollt' ihn wieder verlieren, den allgeliebteſten Mann?
Ei doch, ſie hat ihn, hat ihn, und drohte die ganze Welt,
Es läßt ſich nimmer entreißen ſein Weib ein rechter Held!

Mit ſeinen Armen umſchließt ſie der ſtattliche Herr voll Kraft,
Und ſüß geduldig erträgt ſie die ſüß gewaltige Haft;
„Du liebſt mich, o, Du liebſt mich!“ ſo jubelt er freudig auf,
„Dann habe des Königs Grollen all immer ſeinen Verlauf!“

Und feſt an der Hand ſie haltend, tritt Oliver zum Thron
Und ſagt mit lauter Stimme: „Such' keinen anderen Sohn!
Wir haben zu ernſtem Spiele uns Pfänder anvertraut,
Mein Pfand iſt Leib und Leben, Dein Pfand iſt meine Braut!

„Das meine werd' ich löſen, das Deine nehm' ich fort;
Die That ſoll ſicher gelingen, doch thut mir leid das Wort.
Leicht könnte die Braut mir zürnen, gern wird die Gattin verzeihn,
Drum ſoll bis morgen verſchwiegen die — Quelle des Glückes ſein."

Erwünſchteres ward noch nimmer von König Hugo verlangt,
Ihm hat bei der Liebe der Tochter nicht bloß um die Rache gebangt;
Er ſieht all ſeine Plane für ihre Zukunft bedroht,
Nichts kann ihm fürder helfen, als Oliver's ſicherer Tod.

Er haßt ihn, wie der Vogel die Schlinge haſſen mag,
Er lächelt finſter freundlich, wie er zu lächeln pflag,
Wenn über gefürchteten Gegner gewiß der Sieg ihm war...
Hier machte ſich Oliver ſelber des beſten Schutzes baar.

Der König läßt ihn ſchwören, zu ſchweigen von ihrem Vertrag,
Bis ihm geſprochen das Urtheil, ſobald gekommen der Tag.
Und ſchwören läßt er die Tochter bei ihrer Seligkeit:
Am Morgen wahr zu verkünden was ihr geſchehen die Zeit.

Trüb wurde der Königin Antlitz und ſinnend blickte ſie lang, —
All ihre Siegesgewißheit der Eid der Tochter verſchlang;
Doch bald fliegt wieder ein Lächeln um ihren klugen Mund,
Ein Weib iſt nimmer verlegen um einen rettenden Fund.

Und lächelnd führt ſie von hinnen ihr heißverwirrtes Kind,
Bevor auf neue Tücken der zürnende Vater ſinnt;
Betrog er in ſeinem Haſſe das kaum verbundene Paar
Doch jetzt um Plaudern und Koſen, ja, um das Schauen ſogar.

Denn, fern in ihren Gemächern wird Jacqueline bewacht,
Der Tag der Liebe beginnt erſt, wenn Andern begonnen die Nacht.
Fern bleibt vom Feſtgelage des Feſtes ſchönſte Zier,
Erſt wenn die Sterne blinken, darf Oliver zu ihr.

4.

Du Schleier der Feierſtunde, duftrieſelnde Dämmerung,
Wie wallen deine Falten in immer vollerem Schwung!
Leis wird das Florgewebe zu dunkelblauem Sammt,
Auf dem ein Heer von Flittern, ein Heer von Sternen flammt.

Still hängt vom Himmel herunter, das weiche prächtige Zelt,
Und deckt nun Luſt und Liebe verſchwiegen in aller Welt;
Der Mond, die heilige Ampel, erleuchtet innen den Raum
Und ſchimmert durch den Vorhang als wie ein milder Traum.

Doch nein, das iſt der Mond nicht, iſt irdiſcher Ampelſchein,
Der will nicht Allen leuchten, er leuchtet Zweien allein,
Bei ſeiner Flamme beſchaut ſich, umfängt und küßt ſich das Paar, —
Wer denkt in Liebesverzückung an morgige Todesgefahr?!

„Ich halte Dich wach in den Armen, ich küſſe Deinen Mund,
Ich darf den Becher leeren, ich ſoll es bis zum Grund!
Du biſt es, wahrlich, Du biſt es! Wie glaubt ſich das Glück ſo ſchwer!
O küſſe mich wieder, o küſſe!“ ſo ſtammelt Oliver.

„Dir bebt' ich entgegen in Sehnſucht, Dein war ich in ſeligem Traum,
Und jetzt, jetzt bin ich's im Leben, nun faß' ich die Wonne kaum!
So ſchnell iſt vom Himmel gekommen das allerhöchſte Glück,
Soll's auch ſo ſchnell verrinnen...?“ ſo flüſtert die Holde zurück.

„Verrinnen wird es nimmer!“ jauchzt liebesmuthig der Mann,
„Wie könnt' ich mein Spiel verlieren in Deiner Reize Bann.“
Und feſter, immer feſter, umſchlingt er das blühende Weib,
Und wie aus Wolken enthüllt ſich, die athmende Sonne, der Leib.

Er ſieht mit trunkenen Augen der ſüßen Glieder Pracht,
Ihn faßt der Zauber der Schönheit mit ſeiner ganzen Macht,
Und wieder der Zauber des Weibes, das Zagen holder Scham,
Bis ihm der Zauber der Liebe faſt alles Schauen benahm.

Sie flammen an einander, es drängt ſich Bruſt an Bruſt,
Die Welten ſind vergeſſen, vergeſſen in ſeliger Luſt,
Verworren ſtammeln die Lippen hinſterbenden Liebeserguß
Und ſuchen einander und ſchweigen, und Alles ſagt ein Kuß...

Ihr goldenen Nägel am Himmel, die ihr des
Teppichs Halt,
Der „Nacht" von den Menſchen geheißen, nun
ſchweigſam niederwallt,
O haltet ihn heute lange, unendlich lange feſt,
Daß ſpäter als je die Sonne betrogen ihr Lager
verläßt!

Geadelt hat die Liebe verlangender Sinne Gluth,
Und Jugend, Schönheit und Liebe, jedwedes,
Wunder thut;
Was unbedachte Rede zu freveln ſich erkühnt,
Gern wird es von ganzer Liebe geheiligt und
freundlich geſühnt.

5.

Dem Kranken ſchleicht die Stunde als wie ein Jahr dahin,
Zehn Stunden dünken der Liebe noch kein beſondrer Gewinn;
Gibt doch zu neuen Wundern nur Schlaf und Ruhe die Kraft,
Und allzuleicht wird Schlummer zu lang gedehnter Haft.

Entſchlummert findet der Morgen in Jacquelinens Arm
Den liebebeglückten Helden, wohl lag er weich und warm!
Da fährt die blühende Gattin aus ihren Träumen empor,
Ihr traf's wie Stimmengetöſe, wie nahende Schritte das Ohr.

Aufſchrickt nun auch der Gatte und ſchaut verſtört umher,
Er ſieht die Sonne leuchten, ſein Blick wird ſtumpf und leer;
Er ſtöhnt: „Verſchlafen, verloren iſt Leben zugleich und Glück,
Die Sonne leuchtet Verderben, nun kauft mich nichts zurück!“

Wild greift er nach dem Dolche: „ein Finger herab von der Hand!
Mag dann der König zählen, ich habe gelöſt mein Pfand!
Doch nein, mein Wort muß gelten... o, Weib, Du biſt mein Tod!
Was ließeſt Du mich ſchlafen, das bringt mir ſchlimmſte Noth.

„Die Sonne draußen am Himmel iſt meines Glückes Dieb,
Verloren iſt Leben und Ehre, ſo lieb Du mir, ſo lieb!
Ich hätte Dich treu gehalten, Du allerſchönſtes Weib,
Nun hältſt Du bald in den Armen nur meinen entſeelten Leib!“

So ſeufzt, die Gattin umſchlingend, der Held in bitterer Qual,
Und ſäumt und vergißt zu leſen in ihrer Augen Strahl.
Das darf ihn wohl gereuen, denn, welch ein Weib er gewann,
Jetzt hätt' es erſt erkundet mit heller Freude der Mann.

Wie loderte dort noch einmal jungfräulich ſtrenger Stolz, —
Doch, bald in verzeihender Liebe der drohende Glanz zerſchmolz;
„Ich könnte mich rächen, ich könnt' es," ſo zuckt der erſte Blitz,
„Ein edles Weib iſt nimmer Zielſcheibe für Manneswitz!"

Dann aber ſprüht aus den Augen unendlicher Liebe Licht,
Die Gattin rächt am Geliebten, was Liebe gefrevelt, nicht.
Sie lächelt ſogar in Ruhe, faſt ſpöttiſch verzieht ſich der Mund, —
Uns dünkt, die kluge Mutter that weiſen Rath ihr kund.

Sie neigt ſich ſtill zum Gatten und küßt ihn ernſt und mild, —
„Wer ſagt Dir, daß es zu trauern und gar zu verzweifeln gilt?
Du haſt ſo friedlich geſchlafen und nicht an Schrecken gedacht,
Jetzt ſchlafe weiter, ſchlafe, die rettende Liebe wacht.“

Er blickt ſie an mit Staunen, doch läßt er ſich niederziehn,
Und, ſelbſt wie ſchlafend, ruht ſich die Holde neben ihn...
Da tritt voran der König und dann die Gäſte herein,
Die mochten um ihren Genoſſen nicht ohne Sorgen ſein.

Der Kaiſer hält an der Schwelle nochmals den König zurück:
„Wie ſchön die Beiden ſchlummern, verklärt von innerem Glück!
Laßt Euch und uns genügen ſo wunderbare Schau,
Und weckt zu häßlicher Frage nicht auf die junge Frau.“

Doch zornig entgegnet der König: „Wird Euch nun endlich bang?
Die Eide ſind geſchworen, geh' Alles ſeinen Gang!
Ich werde die Tochter befragen, ſie muß mir Rede ſtehn,
Und Oliver hat zur Stunde die letzte Sonne geſehn!"

Und ſieh, von des Vaters Stimme ſcheint plötzlich die Tochter erwacht
Und richtet ſich auf und blinzelt, als hielte noch halb ſie die Nacht;
Dann aber erblickt ſie die Männer und birgt ihr erglühend Geſicht,
Doch ſpart dem ſchämigen Kinde der König die Frage nicht.

Sie ſchaut ihm ſtarr in die Augen, zugleich erſchreckt und empört,
Auch dünkt das Verhör den Andern nun doppelt unerhört;
Doch, drohend ruft der König: „So lautet unſer Vertrag,
Was Du zu künden beſchworen, nun bring' es an den Tag!"

„Wär't Ihr mein Ritter geworden," murmelt der Kaiſer da,
„So brächtet von heut Ihr nimmer den Ferſen Sporen nah!"
Sie weint; doch unerſchüttert fährt König Hugo fort:
„Die Antwort iſt gegeben, ich ſeh' es, ohne Wort.

„Du ſchweigſt und ſchlafend ſtellt ſich Landläufer Oliver,
Leicht läßt die Rede ſich miſſen, wo ſtummes Verſtehn nicht ſchwer.
Nun frag' ich zum dritten Male, dann iſt das Urtel gefällt,
Und aufrecht will ich es halten, genüber von aller Welt!"

Da neigt zu dem ruhenden Gatten holdſelig herab ſich die Frau,
Und durch die Thränen erglänzen die Augen noch ſiegreich ſchlau,
Sie küßt ihn zögernd in Pauſen, als hätte Bedeutung die Zahl,
Dann glaubt ſie gegeben die Antwort und glaubt ſich ledig der Qual.

Sie weckt mit dem letzten Kuſſe den vielgeliebten Mann
Und hält ihn ſchweigend umfangen in weißer Arme Bann.
„Steh' auf, Dein Haupt iſt verfallen!“ der grollende König droht.
„Mit nichten,“ entgegnet der Ritter, „hier thut nicht Eile Noth.“

„Mit nichten,“ entgegnet der Kaiſer. „Mit nichten!“ ruft Turpin.
„Die Gattin iſt froh gewonnen, Ihr müßt ſie laſſen ziehn.
Die Braut hat geſtern geſchworen, zu künden was ihr geſchehn,
Ihr aber wolltet die Antwort auch ohne Worte verſtehn.

„Ich zählte ſechzehn Küſſe, die Sprache ſcheint mir klar...“
„Ei, glaubt Ihr allen Verſtandes und aller Beſinnung mich bar?“
Ruft wüthend König Hugo, „Ihr foppt mich allzu dreiſt,
Doch Eure Schlauheit nimmer mir jetzt mein Opfer entreißt!“

„So zeigt erſt," ſagt der Kaiſer, „das Opfer,
von dem Ihr ſprecht,
An Eurer Tochter Gatten gewährt Euch nichts
ein Recht.
Turpin verſteht ſich ſchwerlich auf küſſender Lippen
Gluth,
Doch, zählen kann er, ich ſchwör's Euch, unüber-
trefflich gut.

„Ihr habt Beſcheid erhalten, die Sprache der
Liebe, der Kuß,
In allen Liebesdingen als Rede gelten muß.
Ihr müßt ſie gelten laſſen, ſie kündet Olivers
Sieg,
Ob Euch darob die Galle auch bis zur Zunge
ſtieg.

„Und lüſtet's Euch weiter nach Proben, und wollt
Ihr Kampf und Streit,
Ich ſelbſt und meine Klinge, Joyeuſe ſteht Euch
bereit!"
Nun hebt auch ihre Stimme auf's neue die
ſchöne Frau:
„Wann ſprachen im Brautgemache wohl Ritter
noch je ſo rauh?

„Ich bin des Eides ledig, Ihr habt es Alle geſagt,
Nun ſteh' ich Keinem Rede, wenn nicht mein Gatte mich fragt.
Hier aber iſt nur Eine, nur Ich Gebieterin,
Und Euch in Bälde zu miſſen, ſteht mir vor Allem zu Sinn!"

Sie hat an das Purpurkiſſen ſich leicht zurückgeſtützt,
Der reich geſtickte Teppich vor Blicken die Glieder ſchützt,
Die goldenen Haare fluthen in ſchimmernden Wellen herab,
Sie ſind, zerſchmolzen, die Krone, die einſt das Haupt umgab;

Doch iſt ſie neuer Würde voll Hoheit ſich bewußt,
Und ſchon, ſie nur zu ſchauen, iſt eine ſeltene Luſt.
Es ſpricht aus ihren Zügen ein hold verſöhntes Gemiſch,
Und drüber leuchten die Augen wie Sterne funkelnd und friſch.

Die ſüß befangene Jungfrau, das Weib, von Wonne durchbebt,
Der Schalk um deſſen Lippen ein Siegeslächeln verſchwebt,
Die fürſtlich geborene Gattin, mit Fug zu herrſchen gewillt —
Das gab ein würdig edles, ein wunderliebliches Bild.

Und wie ſie, ruhig befehlend, den weißen Arm erhob,
Als hätte ſie ganz vergeſſen daß immer der König noch ſchnob,
Da zollten ihr lauten Beifall die Ritter alle zuhauf,
Und ſelbſt der grimme Verfolger gab ſeine Fährte auf.

Ob ihn die Drohung des Kaiſers, ob ihn die Tochter bezwang,
Ob gar er gläubig geworden, daß Jenem die That gelang,
Das wüßt' ich nicht zu ſagen, genug, er fügte ſich drein
Und ſprach nur aufgeblaſen, als wär's aus Großmuth allein:

„Wir wollen in Gnaden verzichten auf Proben und peinlich Gericht,
Da unſre geliebte Tochter zu Gunſten des Friedens ſpricht;
Iſt ſie mit dem Manne zufrieden, ſo gilt er ihrer werth,
Und ſei nun als mein Eidam geziemend gelobt und geehrt!“

„Geziemend und würdig zu danken,“ ruft fröhlich Oliver,
„Gelüſtet es Euren Eidam, den glücklichen, glaubt es, ſehr;
Doch jetzt und hier, Ihr ſeht es, wahrhaftig, es geht nicht an...
Verſammelt im Saale die Großen, dort wird es im Fluge gethan.“

Und lachend nehmen Abſchied, die finſter getreten herein,
Gern bleibt ein halbes Stündchen das Paar noch wieder allein.
Ob Oliver auf den Knieen für ſeine Rettung gedankt,
Ob Jacqueline, die ſüße, geſchmollt, gezürnt und gezankt...

Auch dies verſchweigt die Geſchichte, doch kündet ſie hell und genau,
Daß auf den Arm des Gatten ſich freudig geſtützt die Frau,
Als endlich, prächtig gewandet, das Paar ſich dem Hofe gezeigt,
Glückwünſche lächelnd empfangen und Jedem mit Huld ſich verneigt.

Auch weiß ſie, daß der Gatte zu ſeinen Genoſſen geſagt:
„Jedwedes Weib iſt ein Wunder, ſobald ihm die Liebe getagt!
Mit eines Weibes Hilfe gelingt das Schwerſte leicht;
Will Mann und Weib Daſſelbe, ſo wird es ſicher erreicht!“

Und nun iſt ausgeſungen der alte ſchnurrige Schwank.
Ich weiß nicht ob er gerathen, ob Allen geklungen zu Dank.
Kein Schwank will kokettiren mit ſentimentaler Moral,
Doch, Heiliges bleibt ihm heilig, und Scherz iſt heilig zumal.

Mütterchen, mich friert!

Ein Allerheiligſtes.

Glauben wir dem alten Buche,
Freveln wir an Gottes Ruhme,
Denn, aus ſeinem ſchwerſten Fluche
Sproß dann erſt die ſchönſte Blume.

Mutterherz, das Blüthenwunder,
Stammt nicht aus dem Paradieſe,
Doch iſt ihm genüber: Plunder
Eine ganze Himmelswieſe.

Nennſt Du trüb, was ſtrahlt und blinket?
Heißt verflucht, was auserkoren?
Wer zu ſolchem Glauben ſinket,
Der nur iſt — „verflucht" geboren.

Max Waldau.

Schneebedeckt, zur Lilie worden,
Schwimmt die Erde in dem Meere,
Das die andern Welten horden
Und der Sterne Inſelheere.

Silbern ſtreckt die ſtille Blüthe
Kalt in kalte Nacht die Krone,
Daß der Mond ſie ſchweigend hüte
Und als Glanz im Kelche wohne.

Leis verräth ſich ſelbſt den Zimmern
Wunderklares Winterwetter,
Denn die Mondesſtrahlen flimmern
Durch die Eis-Akanthusblätter.

Durch die Fenſter ſpielen Lichter
Ueber ſchlafumfangnes Leben,
Ueber Menſchenangeſichter,
Denen Träume Kränze weben.

Holde Träume gleichen Roſen,
Die zum lieben Angedenken
An ein noch ſo flüchtig Koſen
Uns für lang mit Duft beſchenken.

Schreckensträume ſind wie Dornen,
Die uns durch den Schmerz der Wunden
Immer noch empfindlich ſpornen,
Wenn ſie ſelbſt auch längſt verſchwunden.

Treu in jedes Schläfers Zügen
Spiegelt ſich des Traumes Weſen,
Wen nicht ſeine Augen trügen,
Kann die ſtillen Blätter leſen.

Im hochlehnig alten Seſſel
An des Krankenbettes Fuße
Schlug der Schlaf in ſeine Feſſel
Jenen Mann nach kurzem Gruße.

Schon gefangen, kämpft noch immer
Sein Bewußtſein mit dem Traume,
Und des wachen Denkens Schimmer
Führt das Traumesroß am Zaume.

Ernſt und traurig ſind die Bilder,
Die ſich ſeinem Geiſte zeigen,
Wird doch kaum ſein Antlitz milder,
Wenn in's Aug' ihm Thränen ſteigen.

Wohl an ſeine Frau, die kranke,
Schlummernd neben ihm gebettet,
Wohl an ſie iſt ſein Gedanke
Unablöslich feſt gekettet;

Aber nicht die Fiebergluthen
Seiner treugeliebten Einen
Machen ſeine Seele bluten,
Machen ſeine Augen weinen.

Schwer und lang hat ſie gelitten,
Wochen hielten Wacht die Sorgen,
Doch das Leben ward erſtritten
Und die Liebſte bleibt geborgen.

Ihre Jugendſchätze ſiegten,
Trotz der Schmerzen langem Harme
Neu zu neuer Friſche wiegten
Heute ſie des Schlafes Arme.

Nur ein „Geſtern“ ſind die Wochen
Morgen der geſund Erwachten,
Was die Zeit an ihr verbrochen,
Wird die Sonne ihr umnachten.

Nur die frohbewegten Stunden,
Die der Tag ſie ließ gewinnen,
Eh' die Sinne ihr geſchwunden,
Wachen auf mit ihren Sinnen.

Lächeln wird ſie, lächelnd fragen...
Dies Erwachen träumt der Gatte,
Träumt es unter Schmerz und Zagen,
Wie er nie gezittert hatte.

Und er glaubt, an ihren Händen
Tief erſchüttert ſie zu halten,
Daß ſie wärmend nah ſich fänden
In der Öde, in der kalten.

Daß ſie Troſt einander würden,
Um die Trauer zu beſiegen,
Um der ſchwerſten aller Bürden
Nicht für immer zu erliegen.

Digitized by Google

Das Geheimniß ſeiner Qualen
Bricht ihm zuckend ſo vom Munde,
Und er fühlt, daß Blitzesſtrahlen
Lauern in der Schreckenskunde.

Bleich, entſetzt empor gerichtet,
Starrt ſie ihm in ſeine Züge,
Sinkt zurück als wie vernichtet,
Ja, ihr Athmen ſcheint nur Lüge,

Scheint nur Täuſchung, blindes Hoffen,
Trug des thränentrüben Blickes,
Denn, ſie iſt in's Herz getroffen
Von dem Pfeile des Geſchickes.

Und er ſchreit vor Schmerz im Traume,
Schrickt empor von ſeinem Sitze,
Stiert umher im ſtillen Raume
Nach dem jäh verſchwundnen Blitze.

Eine mildverklärte Leiche
Will der Mond ihn ſchauen laſſen...
Daß der Traumeszauber weiche,
Muß er ihre Hand erfaſſen.

Nein, ſie ſchläft im Bett, im warmen,
Vollen Schlages pocht ihr Herz noch —
Und es harret beider Armen
Unabwendlich herbſter Schmerz noch.

Ihr Geſicht, das junge, zarte,
Macht ihn ſtöhnen traurig leiſe:
„Wer uns dieſes Weh erſparte,
Zeigt' uns neue Lebensgleiſe,

„Gäb' uns wieder alte Wonnen,
Altes, frohes Gottvertrauen!
Jetzt... ich hab' umſonſt geſonnen...
Seh' ich nichts als Gram und Grauen."

Doch, erſchöpft von Müh'n und Kummer,
Sinkt ſein Haupt in Bälde nieder,
Feſt umſchließt ihn neuer Schlummer,
Und er ruht, und träumt nicht wieder.

Aber ſanft auf ihren Wangen
Dämmert nun ein Traum zum Lichte:
Holdes Lächeln, roſig Bangen,
Künden, was die Seele dichte.

Auf der Wieſe, mit dem Kleinen,
Der ſie webt in ſeine Spiele,
Fühlt ſie mildes Sonnenſcheinen
Und den Duft der Blumendiele.

In das Kräuterdickicht dringt er,
Wühlt in Blüthen klug und wählig,
Auch nach Schmetterlingen ſpringt er —
Sie belächelt's wunderſelig.

Aber, wenn er ganz verſchwindet,
Von dem Blumenwald umſchloſſen,
Scheint ihr, bis ſie neu ihn findet,
Eine Ewigkeit verfloſſen.

Dann, zum Schrecken, dort am Graben,
Wo die Mühlenräder rauſchen,
Sieht, voll Neugier ſie den Knaben
Auf den Tanz der Fiſche lauſchen.

Ihre Arme ſind gebreitet,
Ihn zu warnen, ihn zu ſtützen,
Und von ihren Lippen gleitet
Leiſes Beten: ihn zu ſchützen.

Doch, mit einer Waſſerroſe,
Die er für die Mutter pflückte,
Jauchzt er ſchon auf ihrem Schoſe:
Daß die kühne That ihm glückte.

Und ſie küßt ihn freudeglühend,
Streichelt ihm die goldnen Locken,
Und mit ſüßer Liſt ſich mühend,
Macht ſie ſeine Wildheit ſtocken.

Ihre Märchen, ihre Lieder
Bannen ihn am Mutterherzen,
Seine Wimpern ſinken nieder,
Er entſchlummert unter Scherzen.

Göttlich ruhig, himmliſch heiter,
Wie in Wonneglanz vergehend,
Träumt die Kranke ſelig weiter,
Selbſt als Traumgebild' ſich ſehend, —

Als das Wunder, das der Glaube,
Als Erlöſungs-Morgenröthe,
Sich zur Ehre aus dem Staube
In den Himmelsdom erhöhte;

Als die höchſte Pracht der Erde,
Ausgeſtreut in alle Winde;
Als das ſchönſt erfüllte Werde: —
Eine Mutter mit dem Kinde.

Aber, nicht zu langen Frieden
Gönnt das kaumbeſiegte Leiden;
Iſt der Geiſt des Traum's geſchieden,
Ging er nur, ſich neu zu kleiden.

Ihre Züge werden trüber,
Wie geſpannt und ängſtlich lauſchend,
Schatten zucken kalt vorüber,
Wie mit düſtren Schwingen rauſchend.

Bebend ihre Finger taſten,
Willenlos aus innrem Zwange,
Und wie unter ſchweren Laſten
Hebt und ſenkt die Bruſt ſich bange.

Ihr verloren, ihr verſchwunden
Iſt das kleine, liebſte Leben,
Und ſie ſucht es viele Stunden,
Ohne Ruhe ſich zu geben.

Da... ein plötzlich Hoffnungsſchimmern...
Und ſie lauſcht, wie in die Ferne,
Auf ein ſchmerzlich leiſes Wimmern
Tief in ihres Herzens Kerne.

Und die arme Traumbethörte,
Flüſtert froh zugleich und traurig
Was im Traum ſie wimmern hörte:
„Mütterchen, wie friert mich ſchaurig!“

Stürmiſch wird ihr Drang, zu handeln,
Ohne daß der Schlaf verſchwindet,
Sie muß eilen, muß nun wandeln
Bis ſie ihren Knaben findet.

Welch Verlangen, welch Beginnen,
Mit geſchloſſnen Augen ſtrebend...
Und es hebt ſie aus den Linnen,
Trägt ſie leiſe fort, wie ſchwebend.

Ihren herzig lieben Knaben,
Der ſie ruft mit banger Klage,
Muß ſie wärmen, muß ſie haben,
Daß ſie ſelbſt das Leben trage.

Mit geſchloſſnen Augen immer,
Läßt ſie vom Gefühl ſich führen,
Wandelt ſicher durch das Zimmer,
Oeffnet ſacht die ſchweren Thüren.

Nur des Kindes Fröſteln gleitet,
Wie ſie träumt, durch ihre Glieder,
Und ſie bebt, indem ſie ſchreitet:
„Armes Kind, wie frierſt du wieder!“

Draußen bleibt ſie auf dem Gange
Neu aufhorchend plötzlich ſtehen, —
Doch der Ruf, der wimmernd bange,
Heißt ſie weiter, weiter gehen.

Was ihr Herz, das hocherregte,
Zucken ließ an dieſer Stätte,
Gleich als ob's ein Gruß bewegte,
War ein — leeres Kinderbette.

Treppen abwärts, aus dem Hauſe,
Huſcht ſie geiſterhaft von hinnen ....
Trotz des Windes ſcharfem Sauſe
Ihr vom Antlitz Perlen rinnen.

Glockenklänge, jüngſt vernommen,
Als ihr Haupt voll Fieberflammen,
Kommen jetzt zurück geſchwommen,
Klingen mit dem Ruf zuſammen.

Weiter, weiter lockt das Wimmern
Und der Glocken dumpfes Grüßen,
Über weißer Wege Flimmern
Immerfort auf glühen Füßen.

Durch die mondeshellen Gaſſen
Weiter, weiter, traumgetragen,
Bis die ſtille Stadt verlaſſen,
Und vor ihr die Kreuze ragen.

Bis ſie unter Thränenweiden,
Nur belaubt mit Eiſesfunken,
Wie erlöst von herbſten Leiden, —
Auf das jüngſte Grab geſunken.

In dem Grabe hört den bangen
Ruf ſie zitternd ſich verlieren,
Und ſie flüſtert, todumfangen,
„Kind, mein Kind, du ſollſt nicht frieren!“

In dem jüngſten kleinen Grabe,
Das die Flocken kalt umfliegen,
Liegt verſcharrt der ſüße Knabe,
Deſſen Tod man ihr verſchwiegen.

Und man fand am nächſten Tage
Auf den Hügel ſie gebettet,
Liebeseifrig, ohne Klage,
Über Schmerz und Gram gerettet.

Mai der Menschheit.

Geſtern und Heute.

Schweſtern, verſchieden, und wieder ſich gleichend in ſprechenden Zügen,
Bleiben im Wechſel der Zeit immer das Einſt und das Jetzt.
„Geſtern," die graue, ſo viel Jahrhunderte zählende Schweſter,
Wartet, bedacht und beſorgt, „Heute," das ſchreiende Kind.
Siehſt du die Greiſin, die Sorgen vergeſſener Zeiten im Antlitz,
Trotzend vergangenen Trotz, ſterbend begrabenen Tod,
Aber doch immer im Flug dann wiedererſtanden zum Leben,
Alle die Schätze der Welt raffend und ſammelnd im Schos, —
Siehſt du ſie, ruhig und ſtolz an der Seite der ſchüchternen Kleinen,
Die in der Schweſter Gewand ängſtlich verbirgt das Geſicht,
Dann wol bedünken die Beiden entſchieden dir fremd ſich geartet,
Doch, hebt „Heute" den Kopf, läßt in die Augen ſich ſchau'n,
Treu dann kündet der alte Familienzug die Verwandtſchaft,
Ja, von Geſtorbenem ſelbſt redet das Kindergeſicht.

Max Waldau.

Den Herrn der Welt darf ſich Darius nennen,
Des Reiches Gränzen ſind der Erde Säume!
Die Inder mußten ſeine Macht erkennen,
Verloſchen ſind der Lydier Freiheitsträume,
Der Nil und wo des Meders Feuer brennen,
Und tauſend andre weitgedehnte Räume,
Des Wüſtenlöwen Heimath und des Phönix,
Sie beugen ſich der Macht des großen Königs.

Ein einzig Land, — genüber dem Koloſſe
Ein zwergenhaftes Ding, deſs ganze Fluren
Kaum Weide bieten für des Perſers Roſſe, —
Ein einzig Land zeigt keine Feſſelſpuren,
Und jagt Satrapen fort ſammt ihrem Troſſe.
Gleich ungefügen Wetterſtrahlen fuhren
Des Griechenmuthes Kunden immer wieder
In's Prunkgewühl der Königsfeſte nieder.

Wo Felſen ſtarren gegen Meereswogen,
Trotzt ebenbürtig Maſſenwucht den Maſſen;
Stolz kömmt die Brandung in den Kampf gezogen,
Die Klippen harren ihrer ſtolz-gelaſſen;
Wie oft die Siegeshoffnung auch getrogen,
In Würde können ſich die Gegner faſſen.
Macht gegen Macht ſproßt reicher Ruhm aus Siegen,
Doch keine Schmach entkeimt dem Unterliegen.

Wo aber Kleines, klein an Macht und Zahlen,
Dem Rieſen trotzt, deſs einzig Brauenzücken,
Wie ſchmeichelnd alle ſeine Schranzen prahlen,
Genügt den Widerſtand zu nichts zu drücken,
Da ſchafft es bittre, tiefempfundne Qualen,
Mislingt's der Größe, Siegesruhm zu pflücken;
Es ſchürt zur Wuth, entfeſſelt alle Flammen,
Und — bricht nur würdeloſer noch zuſammen.

Wie thöricht: „Maſſe" nur für „Macht" zu halten!
Der Aether muß ſich erſt zum Sturme raffen,
Muß ſeine Schwingen eng zuſammen falten,
Um als „Gewalt" ſie brauſend auszuſtraffen.
Das Kleinſte kann zur Größe ſich geſtalten,
Der Kleinſte kann ein Allergrößtes ſchaffen,
Birgt ſeine Bruſt die Kraft, die ungeſchwächte,
Den Geiſt der freien That, die Macht der Mächte.

Zum Dorne war die Roſe Hellas worden,
Zum bittren Dorne für den Weltenherren;
Er macht ihm Froſt ſelbſt an des Eufrat's Borden,
Er droht als Schranke ihm den Weg zu ſperren,
Den Glauben an die Allgewalt zu morden,
Und ihm das Diadem vom Haupt zu zerren: —
Und Alles, weil er ſein die Roſe dachte,
Als, ſie zu pflücken, ihm der Wunſch erwachte.

Was iſt Athen dem Herrn ſo vieler Reiche?
Was ſein Olivenhain, der ſilbergraue?
Die Küſte Attika's, die marmorbleiche,
Der Himmel drüber hin, der ſtille, blaue?
Nichts ſieht er, Schonbeſeſſnem auch nur Gleiche,
Noch minder Beſſres gar, wohin er ſchaue.
Arm iſt Athen für ihn, und Pracht und Wonne
Für Den nur, dem ſein Licht die Heimathſonne.

Der Hof des Königs iſt ein Heer, ein ganzes,
Und weite Städte ſeine Prunkpaläſte...
Um theilzunehmen am Genuß des Glanzes,
Naht zahllos fort und fort die Schaar der Gäſte...
Wie ſich die Blumen reihn im Schwung des Kranzes,
So reiht ſich ohne Lücke Feſt an Feſte,
Und wie die Erde wechſelt die Gewande,
So tauſcht der König Ort um Ort im Lande.

In Suſa grüßen ihn die Frühlingsdüfte,
In Ekbatana reifen ihm die Reben,
Und wieder ſucht er Babels milde Lüfte,
Wenn in den Bergen Flocken niederſchweben;
Perſepolis, die Stadt der Königsgrüfte,
Darf ihn zu Opferfeſten ſtolz umgeben,
Und Memphis auch und ſeinen Götterrieſen
Wird dann und wann des Königs Huld erwieſen.

Nichts kann ihm mangeln, was er auch verlange,
Denn Alles bieten ſeine Reſidenzen,
Und ob die Flur auch eisumflimmert bange,
Ihm bleibt ein Kranz von ſüßlebend'gen Lenzen...
Und doch... Es ziſcht in's Feſt wie eine Schlange!...
So oft die Sclaven den Pokal kredenzen,
Ruft laut am Purpurſitz des Herrn der Schenke:
„O königlicher Herr, Athens gedenke!“

*

Was drängt ſich ſtürmiſch alles Volk zum Markte?
Die Großen dort von ihrer Häuſer Stufen,
Hier eine Schaar, die jüngſt im Felde harkte,
Dort Andre, die in Arbeitsſtätten ſchufen,
Und Jener noch, der kaum an's Ufer barkte, —
Jedweder Bürger, ſcheint es, iſt berufen!
Was ſoll Athen, was will das Volk denn hören,
Daß Alle ſich im eignen Treiben ſtören?

Des Perſerkönigs Boten ſind gekommen
Und drohn dem Volk Athens mit ſtolzer Kunde,
Doch von der Menge, die das Wort vernommen,
Stehn mehr als Tauſend in des Marktes Runde,
In denen kein Verſtändniß aufgeglommen,
Da fremde Sprache klang aus fremdem Munde.
Und ungeduldig will die laute Maſſe,
Daß man der Rede Zweck ſie wiſſen laſſe.

Da ſteigt ein Bürger auf die Rednerbühne:
„So hört, Athener," ſchallt herab die Stimme,
„Der König will, daß Niemand ſich erkühne
— Ein Mann zu ſein, bei ſeinem höchſten Grimme;
Dann fordert er von Euch vollkommne Sühne
Für Alles jetzt und nie begangne Schlimme,
Und endlich noch: daß Waſſer ihm und Erde
Als Unterwerfungspfand geſendet werde!"

„Atheniſch Waſſer nur und Erde will er?“
So murrt und brauſt und tobt es durch die Reihen;
Dann wird es im Gewog' des Haufens ſtiller,
Als wolle Jeder Wuth vom Andern leihen,
Doch plötzlich zuckt ein Schrei, ein raſend ſchriller,
Von Mund zu Mund: „Laßt uns den Perſern weihen,
Was ſie verlangen! Kommt und gebt den Boten,
Was mit Gewalt ſie uns zu nehmen drohten!“

Schon ſind umringt die beiden Abgeſandten,
Und ſchon gepackt trotz alles Widerſtrebens,
Schon flehn den Haufen ſie, den wuthentbrannten,
Nur noch auf Knie'n um Schonung ihres Lebens...
Sie ſahen Haß, wohin den Blick ſie wandten,
— Zeus Xenios mahnt ſelbſt im Blau vergebens, —
Ihr heilig Amt iſt rachefroh vergeſſen,
Sie müſſen alles Leid der Stunde meſſen.

„Hier haſt du Waſſer!“ brüllt die wilde Menge,
Und ſtürzt in eines Brunnen Schlund den Einen;
„Da nimm dir Erde!“ heult das Volksgedränge,
Und läßt in einer Grube unter Steinen
Den Andern fühlen ſeines Zornes Strenge.
„Nur dieſe Sühne will uns ziemend ſcheinen,
Sagt's Eu'rem Herrn, verkündet's Eu'ren Göttern!“
So höhnt die Todten noch ein Heer von Spöttern.

Nicht Einer fühlt des grauſen Frevels Schwere....
Empörtes Volk war gleich zu allen Zeiten:
Es tobt, es raſt wie ſturmdurchfurchte Meere,
Wenn ihm die Zügel aus den Händen gleiten
Und roher Leidenſchaften wilde Heere
Entfeſſelt ſich in ſeiner Seele ſtreiten!
Erhaben iſt das Volk in ſeiner Größe,
Doch grauſam iſt's in ſeiner Rohheit Blöße.

Natur und Volk ſind *eines* Weſens beide...
Im Schos der Welt iſt Alles dumpf enthalten,
In ihm der Keim zu allem Glück und Leide;
Bewußtlos ſchaffen Licht- und Nachtgewalten
Das Igelfell, das Sonnenhaar der Seide,
Die Schönheitspracht und wüſte Ungeſtalten.
Natur iſt Tod und Leben gleicher Weiſe, —
Und ſo die Maſſe Volks im Menſchenkreiſe.

Wer ſeiner ſich bewußt, wer „Menſch" geworden,
Der ſondert leiſe ſich vom Schwall der Leute,
Tritt eidlos in den namenloſen Orden,
Der — jene nicht misbraucht als wilde Meute,
Um durch die Fremden ungeſtraft zu morden,
Doch ſtets, im Wiſſen was das Volk bedeute,
Das wahre Volk, die *Menſchen*, ſtrebt zu mehren,
Und von der Menſchheit alle Schmach zu wehren.

Das Volk Athens, ſo groß in andern Tagen,
War blutig klein im Wahnwitz dieſer Stunde.
Was immer auch die Boten mochten ſagen,
Nicht eigne war's, es war des Königs Kunde;
Und nimmer iſt's ein manneswürdig Wagen:
Mit ſo viel tauſend Armen noch im Bunde,
Zwei Männer, die ſich unantaſtbar dachten
Und ſchuldlos waren, grauſam hinzuſchlachten.

Es war geſchehn. Nun wurden künft'ge Thaten,
Und wie man ſich in Amt und Arbeit theile,
Mit Haſt und doch mit tiefem Ernſt berathen.
Zu waffnen galt es Stadt und Land in Eile,
Bevor geſproßt noch dieſer Stunde Saaten
Als ſpitze, todbeſchwingte Perſerpfeile.
Bald flogen Boten, Mauerwände ſtiegen,
Und tauſend Waffen ſehnten ſich nach Siegen.

So ſummt's, ſo wühlt's im Bienenſtocke innen,
Wenn Feinde drohend ſich am Flugloch zeigen;
Die Drohnen ſummen, doch Arbeiterinnen
Sind wach im Hinterhalt am Thor mit Schweigen,
Dahinter thürmen Andre Wachs zu Zinnen,
Und Andre ſind bereit zum Kampfesreigen.
Jedwede weiß all ihren Muth zu nützen,
Um Stock und Brut vor Feindeswuth zu ſchützen.

So war's in Hellas. Doch im Marmorſaale
Zu Babylon, in purpurnen Gewändern,
Im Vollgenuß der glückgefüllten Schale,
Umgeben vom Tribut von hundert Ländern,
Vergaß Darius bei erleſ'nem Mahle
Die Boten ſammt den Unterwerfungspfändern.
Da kömmt, man wagt es kaum dem Herrn zu ſagen,
Die Kunde deſſen was ſich zugetragen.

Wie ſchwillt die Zornesader auf der Stirne,
Wie iſt im Nu des Feſtes Luſt verſchollen!
Ihm wühlt's und wetterſprüht's im heißen Hirne,
Und wildbedrohlich ſeine Augen rollen;
Sein Haupt iſt eine hochgeſtreckte Firne,
Von der Lawinen niederſchießen wollen.
So hoch nicht ſchwoll ſein Zorn, als Sardes brannte,
Nicht, als der Scythe ſich ſein Sieger nannte.

Entrüſtet ihn die That der Pöbelrotte?
Gelobt er für des Gaſtrechts Bruch im Innern
Die frechverwirkte Strafe ſeinem Gotte?
Gleicht ihm der Feind verweg'nen Spielgewinnern,
Und trägt er Wunden ſchon vom herben Spotte?
Am ſchwerſten traf, deß will er ſich erinnern,
In That und Spott der Geiſt des Mannesmuthes,
Im Frevel noch der Trotz des freien Blutes.

Und niederhaltend ſeines Zornes Flammen,
(Er will für unbeirrbar Allen gelten,
Er will von oben her, ein Gott, verdammen,
Nicht lagern als Partei in Kriegeszelten, —
Doch ſchlagen ihm die Zähne drob zuſammen,)
Befahl dem Sclaven da der „Herr der Welten“:
„So oft du Wein mir in den Becher ſchenkeſt,
Sprich immerdar: Daß Du Athens gedenkeſt!“

*

Des Königs Wink, nicht anders wußten's Alle,
Ruft ganze Völkerſtämme zu den Waffen.
So wie ein Wetter ſchwillt mit Donnerſchalle,
Wenn Maſſen drängend ſich zu Maſſen raffen,
Wie in des Meeres wildem Fluthenſchwalle
Die Wogen neue Wogenberge ſchaffen,
So ſchwellt des Königs Augenwink im Fluge
Das Perſerheer zu jedem Kriegeszuge.

Gepanzert Fußvolk, einem Speerwald gleichend,
Aus Steppenlanden Fluthen kühner Reiter,
Im Angriff blitzesſchnell, und nimmer weichend,
Dann Bogenſchützen, ſichre Todverbreiter,
Mit ſpitzem Pfeil von fern ihr Ziel erreichend,
O, gelbe, braune, weiße, ſchwarze Streiter
Unzählbar, ſchaaren ſich zu jeder Stunde,
Befiehlt's ein Wort aus ihres Königs Munde.

Nicht anders wußten's Alle. Und zum Kriege,
Der einem Volke galt, von dem man prahlte,
Daß kampflos faſt es jedem Streich erliege,
So daß man jetzt in Stein ſchon hieb und malte
Gedächtnißtafeln für die künft'gen Siege,
Ja, Siegespreiſe ſchon im voraus zahlte,
Zu ſolchem zweifellos entſchiednen Streite
Schien groß genug des Königs Jagdgeleite.

Und doch ... Was mag den Weltbeherrſcher drängen,
Das „Spiel" ſo pomphaft erſt heraus zu ſchmücken,
Ihm eine heil'ge Maske umzuhängen
Und gar die Gottesweihe aufzudrücken?
Er braucht mit ſeines Heeres Eiſenfängen
Ja ſpielend nur die Beute zu zerſtücken.
Iſt ſeine Macht ſo groß, ſo gut die Sache,
Wie ſoll ihm trotzen Griechenland, das ſchwache?

Hat eine Ahnung, düſter, Unheil kündend,
Ihr bleiches Haupt in ſeiner Bruſt erhoben?
Soll Schwärmergluthen ſchürend, Flammen zündend,
Der Segen ew'ger Mächte ſich erproben?
Soll ein Orakel, feſt ſein Recht begründend,
Sein Kriegsgebot vor ſeinen Völkern loben?
Bedarf er deſſen? Sollten ſeine Sclaven
Doch nicht ſo ganz in dumpfen Träumen ſchlafen?

Genug, Darius ließ die Prieſter kommen,
Und, gläubig halb, halb ſelbſt als Gott befehlend,
An dem ſich ſtärkend, was ſein Ohr vernommen,
Und doch die Prieſterzungen ſelbſt beſeelend,
Ein Frommer ſcheinend allen gläubig Frommen,
Und nur ſich ſelbſt den Frevel nicht verhehlend,
Empfing er Vollmacht zu dem „heil'gen" Kriege
Und Götterpfänder für gewiſſe Siege.

Wie einſt den Apis niederſtieß ſein Ahne
Und Jupiters Orakelſitz bedrohte,
So heißen jetzt, gelingen ſeine Plane,
Die Götter Griechenlands: vergeſſ'ne Todte;
Denn, daß er Perſiens Gott die Wege bahne,
Verkündet er im Heeres-Aufgebote.
Er will die Göttertempel all' vernichten
Und Baals Altäre auf dem Schutt errichten.

Darius nicht, nicht mehr das Reich der Meder,
Nicht Habſucht, Rachgier fodert nun die Thaten,
Gleichwiegend trägt den Pfeil nicht mehr die Feder,
Des Armes kann das Schwert im Kampf entrathen,
Denn, gottgeführt und gottgeweiht iſt Jeder,
Baal ſelber mäht die erntereifen Saaten.
Die Prieſter ſchüren, was ſie leicht entfachten,
Bald träumt das Volk nur noch von heilgen Schlachten.

Befahl's die Noth, das Holz zum Kampfesbrande
Zu dörren erſt durch inn're Fieberhitze,
Dann glich des Königs Macht im eignen Lande
Trotz alles Prunkes einem Scheinbeſitze;
Und wurde gar der Gottesſchutz zum Tande,
Erwieſen kraftlos ſich die heil'gen Blitze,
War dann nicht rettungslos der Gott geſchlagen,
In deſſen Dienſt die Waffen man getragen?

Bedenklich iſt's, ein ew'ges Höchſtgeglaubtes
In irdiſch Kampfgetümmel einzumengen;
Des Kampfes Raſen, ſelbſt der Sieg beſtaubt es,
Sucht Unermeſſ'nes in den Raum zu engen
Und ſtellt's als ein der Weihe roh Beraubtes,
Geſchändet durch den Mord und wüſtes Sengen,
In Reih' und Glied mit tauſend frechen Lügen,
Erfunden, Menſchen um ſich ſelbſt zu trügen.

Ein Frevel iſt's. Doch iſt das Volk zu träge,
Um, was es lebt, auch klar zurecht zu denken;
Es nimmt auf ſich für ſeinen Gott die Schläge,
Begnügt ſich, büßend ſeinen Blick zu ſenken,
Und läßt ſich, ohne Licht im Weltgehäge,
So nach wie vor zu Gut und Böſem lenken.
Der Wiſſer glaubt als Falke ohne Haube,
Der Haufe — augenlos als Wurm im Staube.

Einſetzt Darius ſeines Gottes Ehre,
Wirft ſeinen höchſten Wurf beim Kampfbeginne,
Und keinem Manne wohl im ganzen Heere
Lag glaublich nun ein andrer Traum im Sinne,
Als, daß dem Götterzorn in ſeiner Schwere
Kein Griechenkind, kein Griechengott entrinne.
— Doch mahnt noch immer lauten Rufs der Schenke:
„O königlicher Herr, Athens gedenke!“

*

O Marathon! Du Feld der Ruhmes-Ernte!
Dein Name klang und klingt als ein geweihter,
So weit der Himmel reicht, der goldbeſternte!
Er ſonnt die trübſten Stirnen ſtolz und heiter,
Denn ſchöner nirgend noch die Menſchheit lernte,
Daß Sieg des Freiheitsmuthes Kampfbegleiter.
O Marathon! Du Grab des Uebermuthes,
Du Siegeslied des höchſten Völkergutes!

Nicht treibt die Fichte mehr aus ihrem Stumpfe,
Wenn ihren Schaft die Axt zu Boden legte —
So wollen Schläge, maſſenwuchtig dumpfe,
Den Tod Athens, das tauſend Knospen hegte.
Nie ſoll es ſproſſen mehr aus ſeinem Rumpfe
Und nimmer Blüthen, Geiſteshauch-bewegte,
Empor in lichtverklärten Aether ſtrecken,
Ein Bahrtuch ſoll die Stadt für immer decken.

So will's Darius, ſo das Heer, das ganze,
Das ſich nach Hellas wälzt in Sturmeswogen,
Ein Ungethüm, umgleißt vom Waffenglanze.
Es klirren Panzer, Schwerter, Lanzen, Bogen
Den rechten Reigen zu dem grauſen Tanze,
Und eh' der letzte ſchrille Ton verflogen,
Muß auch der Tanzſaal wohl, das Land der Griechen,
Vom Tanzgeſtampf zum Wüſtenplan verſiechen.

Gering genüber kaum ermeſſ'nen Schaaren
Iſt nur die Zahl des Heeres der Hellenen,
Doch trotzt es kühn entſchloſſen den Gefahren,
Ob ſie auch ſtündlich wachſen und ſich dehnen;
Jedweder iſt ein Held für ſeine Laren,
„Tod oder Freiheit!" lautet Aller Sehnen.
Nicht hier noch drüben ſucht man Kampfvermeidung,
So naht heran der Tag der Schlachtentſcheidung.

O, daß Homer den großen Tag beſungen,
Der jeden Griechen als Achill geſehen!
Nie wurden Lanzen beſſern Wurfs geſchwungen,
Nie ſah ein Feld ſo wild Helmbüſche wehen,
Und nimmer wurden Feinde noch gezwungen,
Zu fliehen ſo, gleich aufgeſcheuchten Rehen.
Hier wurde Jeder einem Heer verderblich,
Hier kämpfte auch der Letzte ſich unſterblich.

O Marathon! Du Feld der Griechenehre,
Grabſtätte Du des Trotzes der Barbaren!
Schon wenig Sicheln ſchneiden Halmen-Meere,
Ein ſtarker Arm kann hundert Arme ſparen,
Und jeder Dolch weiß gleich dem längſten Speere
Durch Mannesmuth in's Feindesherz zu fahren:
Die Griechenſicheln mähten Perſerſchwaden,
Als gält' es tauſend Wagen zu beladen.

Des Königs Heer, von jäher Furcht ergriffen,
Floh, Waffen ſäend, nach dem Meeresſtrande,
Doch, nicht geſichert noch auf ſeinen Schiffen,
Verfolgt, erreicht von raſchgeſchürtem Brande,
Zerſchellend im Gedränge dort an Riffen,
Hier feſtgerannt und regungslos im Sande,
Gibt Heer und Flotte Opfer noch zur Sühne
Den Schwertern, Flammen, ſelbſt dem Schlamm der Düne.

Ob auch die Götter beider Nationen
Im Blau auf Wolken ihre Schlacht geſchlagen,
Stierhäuptig Baal mit grauſigen Dämonen,
Und gegenüber, hoch auf goldnen Wagen,
All' Die geſchaart, die den Olymp bewohnen,
Davon verkünden nichts die alten Sagen.
Doch, hätte Ares auch das Feld geſegnet,
Ihm wäre dort kein Diomed begegnet.

Vollkommen war der Sieg; und ſeine Kunde
Trug nach Athen ein Mann in Windeseile;
Die Siegerhand gepreßt auf ſeine Wunde,
Flog er zum Markte dort gleich einem Pfeile
Und rief, das letzte Wort aus ſeinem Munde:
„Wir jubeln... ganz Athen den Jubel theile!"
Und endlos ſchwoll das Jauchzen in die Bläue,
Es war, als lebte Griechenland auf's neue.

Nicht flog nach Suſa ſolcherart der Bote,
Nicht weckte Jubel, was er muß berichten;
Der Herr der Welten ſprühte, flammte, lohte,
Sein Leben war ein wildes Rache-Dichten,
Doch wie er auch in blindem Eifer drohte,
Er mußte jäh auf Kampf und Welt verzichten:
Er ſtarb am Weh, das ihm die Botſchaft brachte,
So daß er bis an's Ende noch — Athens gedachte.

*

Die Rache erbte Xerxes mit dem Reiche,
Und Waffen bot er auf und goldne Spenden,
Dahingeſtreckt zu ſehn Athen als Leiche,
Die Schmach auf Griechenland zurückzuwenden,
Und unabweislich mit dem Todesſtreiche
Das Werk des Vaters gültig zu vollenden.
Er rüſtet Heere, rüſtet neue Flotten,
Und ſucht durch Gold der Heldenkraft zu ſpotten.

Die höchſtgeweihte Waffe iſt die Rede,
Das Kampfſchwert, deſſen Heft der Geiſt, der klare,
Und deſſen Schärfe, ſcharf für längſte Fehde,
Der gute Grund, der überzeugend wahre;
Ihm beugt ſich jede hohe Seele, jede,
Denn ſeine Kraft, die prachtvoll wunderbare,
Macht ja lebendig wen ſie überwindet, —
Die Wahrheit ſiegt, und alle Feindſchaft ſchwindet.

Doch Menſchen nur mit gleichen hohen Sinnen,
Die weder Eigennutz noch Rache blendet,
Die Wahrheit ſuchen, wenn ſie Kampf beginnen,
Und denen Völkerglück nur Freude ſpendet,
Nur Solche ſind durch Rede zu gewinnen
Und ſehn im Wahrheitsſieg ihr Werk vollendet.
Mit Reden kämpfen, und mit Reden ſiegen
Die Menſchen einſt in wahrhaft heil'gen Kriegen.

Mit Eiſen treten Männer in die Schranken,
So lange Rohheit noch auf Erden waltet,
So lang vor Geierfängen, Löwenpranken,
Sich blutig noch allein die Gaſſe ſpaltet,
Auf welcher dann des Geiſtes Hochgedanken
Die Weltkultur als Bannertuch entfaltet.
Auf Schwerter müſſen heute noch ſich ſtützen
Die Tempeleiſen, die den „Gral" beſchützen.

Das Schwert kann nimmermehr ein Recht beweiſen,
Doch wird die Welt ſelbſt kranker Sache Ritter,
Die, kühn bewehrt die Fauſt mit blankem Eiſen,
Glückswerber ſind im wilden Schlachtgewitter,
Mit Fug zu aller Zeit als Männer preiſen
Und „Helden" nennen blutbeſprengte Schnitter.
Das Eiſen hebt das Herz zu ſtolzem Schlage,
Es iſt, als ob's der Mannheit Weihe trage.

Doch Gold ... o, nur die Feigheit kämpft mit Golde
Und kauft den Sieg, anſtatt ihn zu erſtreiten;
Gold dient nur Schurken zum Verrätherſolde,
Und Schurken und Barbaren nur verleiten
Durch jenes Gift der Gnomen und Kobolde
Die Schwachen zu verruchten Niedrigkeiten.
Wer edel kämpft für eine reine Sache,
Sucht Starke auf, nicht leichtbeſieglich Schwache.

Barbar und feig trotz aller hohen Worte,
An Gründen arm, und kaum den Waffen trauend,
Doch auf die Kraft von ſeinem goldnen Horte,
Als wie auf ein untrüglich Mittel bauend,
Feilſcht Xerres ſelbſt noch an des Kampfes Pforte,
Und ſä't Verrath, mit Schätzen ihn bethauend; —
Doch all' umſonſt, der Männer ſind zu viele,
Und Eiſen würfelt nur in dieſem Spiele.

Der Perſer kauft nur an den Thermopylen
Den Sieg, (der eine ſchwere Niederlage),
Doch bei Platää muß der König fühlen,
Daß er ſein Reich um ſeine Rache wage,
Und Salamis und Mykale verkühlen
Die Zornesgluth in ihm zur blaſſen Klage...
Er muß zurück, er muß um Frieden bitten,
Der „Mai der Menſchheit" iſt und bleibt erſtritten.

Denn nicht für ſich nur kämpften die Hellenen,
Der Geiſt der Menſchheit weihte ihre Waffen;
Er ließ den Muth zur Heldenkraft ſich dehnen,
Er ließ die Arme zauberſtark ſich ſtraffen,
Er wollte ſich auf Hellas' Söhne lehnen,
Um Ewigſchönes für die Welt zu ſchaffen.
Die Menſchheit kämpfte, ſiegte, triumphirte,
Als Hellas ſich mit Siegerkränzen zierte.

Wie Lenzgewitter, Frühlingsſtürme toben,
Und doch zum Segen nur das Blau umnachten,
Weil in den Räumen, die ſie wild durchſchnoben,
Sie alle Kraft zum Vollbewußtſein brachten,
So ward auch Hellas zu ſich ſelbſt erhoben
Durch jenen Reigen wilder Perſerſchlachten.
Gelockert war der Grund, die Wurzeln kräftig,
Da quoll der Mai zu Tage holdgeſchäftig.

Und maienfrisch, in edlen Formen blühend
Und Duftarome reich im Kelche tragend,
Nicht prahlerisch von grellen Farben glühend
Und ihren Werth an Rankenschnörkel wagend,
Doch Geistgehalt aus klaren Sternen sprühend
Und markig fest und schön zum Himmel ragend,
Brach über Nacht die reinste Blumenfülle
Unhemmbar aus der aufgesprengten Hülle.

Der Marmor ward lebendig und die Farben,
Die Menschen sprachen froh in Götterlauten,
Es sproßten Lieder, ganze Liedergarben,
Und wogten klingend um die Tempelbauten,
Wo Jene, die so kühn den Glanz erwarben,
Die eignen Siege bildverherrlicht schauten.
Jedwede Kunst, jedwedes menschlich Hohe,
Wob Flammen in die frühlingsheitre Lohe.

Geläutert ward durch solch erquicklich Feuer
Die Kraft, die in den Menschenhäuptern dichtet,
Es sah die Welt Gedankengold-Verstreuer,
Das Wissen ward geklärt und ernst gesichtet,
Das „Schöne-Gute" wurde Allen theuer,
Und so die Erdennacht für je gelichtet.
Mai war es, Mai, sein Athem hauchte Wonnen,
Und seine Blüthen waren ew'ge Sonnen.

In ihrem Glanze wandelt heut der Denker,
In ihm der Künſtler zu dem Idealen,
Und um die Stirnen weiſer Staatenlenker
Liegt heute noch ein Kranz von ihren Strahlen;
Das Beſte unſrer Tage iſt ein Senker
Der Zeit, in der bei geiſtgewürzten Mahlen
Die Menſchen heitre Roſenkränze trugen
Und lächelnd Feuer aus den Seelen ſchlugen.

Mai war's. Wir ernten, was in jenen Tagen,
Als ein Verſprechen, feierlich beſchworen,
Im Blüthenkelch die ew'ge Frucht getragen.
Mai war's, für alle Zeiten froh geboren
Und aller Zeiten reinſtes Wohlbehagen
Im Schoſe hegend, unter Duft verloren.
O ſchöne Zeit, du Mai des Menſchenlebens,
Wohl Dir und uns, du blühteſt nicht vergebens!

Knospt neuer Mai im alten Zeitenſchoſe?
Verkündet ihn der Strahl von Frühlingswettern?
Und trotzt wie einſt die Wurzel unter'm Mooſe
Dem Saus der Stürme und des Donners Schmettern,
Um prächtig dann die vollerblühte Roſe
Zu wiegen über ſaftig grünen Blättern?
Das alte Spiel betritt die Bühne wieder,
Die alten Blitze leuchten flirrend nieder.

Wo mit brutaler Kraft aus ihren Gränzen
Noch Völker ſtrömten und das Recht verhöhnten,
Wo Machtverwalter mit geraubten Kränzen,
Mit Beutegütern, ihre Stirnen krönten,
Verrieth die That trotz allem äußern Glänzen,
Daß noch ein Schwall von rohen, unverſöhnten,
Barbariſch wilden Kräften jenem Volke
Zu eigen war als wetterſchwangre Wolke.

Es greift nur an und zuckt nach außen raſtlos,
Wem inn'res Gleichgewicht noch fern geblieben,
Und wen, als Schiff, noch ſteuerlos und maſtlos,
Man ſtracks vom Stapel in den Sturm getrieben.
Kultur iſt Gleichgewicht; ſie handelt haſtlos,
Doch ohne je, was noth thut, zu verſchieben;
Durch Schwanken, Ueberſtürzen unabwendlich
Macht allerwärts die Barbarei ſich kenntlich.

Man dämmt das Meer durch felſenfeſte Molen,
Um Menſchenwerthes vor der Fluth zu hüten;
Vorſichtig weiſe löſcht man glühe Kohlen,
Aus denen Winde Flammen könnten brüten;
Man ſchirmt im Garten vor des Sturmes Sohlen
Nach Norden hin die Beete edler Blüthen, —
Und ſollte zaudern, wenn Naturgewalten
Zerſtörend ſich in Menſchenform entfalten?

Nicht eine Blüthe nickt an grünem Halme,
So zauberſchön wie Kunſt und menſchlich Wiſſen;
Geweiht entſtiegen ſie aus trübem Qualme,
Aus alten Aberglaubens-Finſterniſſen,
Und ragen nun, — ſo hoch ragt keine Palme, —
Als wie von Flügeln aller Nacht entriſſen.
Und dieſe Frucht jahrtauſendalten Strebens
Verfiele ſchutzlos jeder Noth des Lebens?

Die Welt, die ſich der Menſchenfleiß gewonnen,
Sie ward durch ihn zum wohlgefüllten Speicher;
Das Werk, in grauen Tagen ſchon begonnen,
Erblüht an Pracht und Segen immer reicher,
Und Millionen Ballen, Kiſten, Tonnen
Verkünden fort und fort in ſtetig gleicher
Weltwanderung den Ruhm der klugen Hände,
Die ſchön veredelt ihrer Fluren Spende.

Und dieſe Fluren ſelbſt mit ihren Ähren,
Die Menſchen-Neſter auch im Grün des Landes,
Die Thürme, ja Ruinen, die wir ehren
Als Schleifen eines alten Sagenbandes, —
Wir ſollten muthig nicht von ihnen wehren
Die Flammenzungen eines wüſten Brandes,
Der alt-ererbten wie den neuen Schätzen
Verderben droht zu aller Welt Entſetzen?!

Fortblühen wird des Menſchengeiſtes Blume,
Ausbreiten werden fleiß'ger Hände Werke
Ihr ſchönes Reich, der Weltkultur zum Ruhme,
Und unſre Fluren ſchirmt der Arme Stärke!
Droht Barbarei der Menſchheit Heiligthume,
Genügt's, daß Menſchenblick den Frevel merke,
Um auf den Feind, als ein gerecht Verhängniß,
Im Flug zurückzuſchleudern die Bedrängniß.

Und ſtrebt auch nach dem höchſterhabnen Ziele
Kaum Eine Macht aus völlig reinem Drange,
Verfolgen ſelbſt im „heil'gen" Kriege Viele
Geheime Zwecke nur von niedrem Range, —
Sie ſind die Herren nicht im eig'nen Spiele,
Sie müſſen, folgend einem ew'gen Zwange,
Auch wenn ſie eigenſüchtig Allen ſchienen,
Selbſt widerwillig, doch der Menſchheit dienen.

Schön iſt die Zeit, ſo düſter ihre Brauen!
Die Kraft, die einſt bei Marathon geſchlagen,
Bei Salamis gelebt ſelbſt in den Tauen,
Im Wimpel, den der Maſt zum Sieg getragen,
Und die mit Tapferkeit und Selbſtvertrauen
Dort Griechenland beſeelt zu frohem Wagen, —
Der Geiſt der Menſchheit, neu zur That gefodert,
Auch neu in vielen tauſend Seelen lodert.

Mai folgt noch immerdar im Jahresreigen
Auf Silberfroſt und tobend Sturmesſauſen, —
So wird auch an des Lebensbaumes Zweigen,
In denen jetzt April-Orkane hauſen,
Sich bald die Pracht des Blüthenſegens zeigen.
Klingt nicht ſchon jetzt in all' das Kampfesbrauſen
Maiglocken-Sturmgeläut' in vollen Schlägen
Und tönt dem ganzen Mai als Gruß entgegen?

*

O ſchönes Oeſterreich, Du oft geſchmähtes,
Wie ſtolz begrüß' ich Dich auf Maienpfaden!
Du mächtig Schiff voll edelſten Geräthes,
Mit menſchenheil'gen Gütern ſchwer beladen,
Dein Segel ſchwillt, die friſche Briſe bläht es,
Du ſtichſt in See... Wer könnte heut Dir ſchaden!
Denn eine feſte Hand regiert Dein Steuer,
Mit Mannesruhe, doch mit Jugendfeuer.

Wer ſtark und feſt, hat aller Wünſche Segen,
Und ſelbſt die widerſpenſtigſten Gemüther,
Sie tragen ihm zuletzt das Herz entgegen!
Wer ſeiner Lande Hort und treuer Hüter,
Und wer ein Führer auf erhab'nen Wegen,
Der iſt ein Schreck für frevle Aufruhr-Brüter,
Doch allen Beſten, die auf Erden wandeln,
Erglänzt das Auge hell bei ſeinem Handeln.

Unedel wuchs kein Stamm in deutſchen Gauen,
Und mancher ſtreckt ſich hoch in's Blau der Lüfte,
Doch, wenn es gilt: nach Schatten umzuſchauen,
Preist Niemand Wurzelwerk im Felsgeklüfte
Und rühmt des Baumes Leib, den mooſig grauen,
Denn, Schatten ſpendet nur und Blüthendüfte
Ein friſchbelaubter Wipfel, eine Krone,
Die nirgend dürr und offen jedem Hohne.

Digitized by Google

Mein Heimathland, wie hat die Weltverblendung,
In wirren Tagen aufgelöſter Bande
So gern geſpöttelt über Deine Sendung:
Kultur zu tragen in die Morgenlande;
Heut ruht auf Dir noch größern Werks Vollendung,
Und Dir zum Ruhme, zu der Spötter Schande,
Gelingt Dir außen Alles, Alles innen,
Und ſichtbar folgt der Segen dem Beginnen.

O ſchöner neuer Mai, Dich mußt' ich grüßen,
Obwohl ich ſonſt der Zeit mein Lied verſchloſſen!
Du ſchwebſt daher auf lichtbeſchwingten Füßen,
Du haſt den höchſten Jubel zum Genoſſen,
Und Deine Kraft läßt nur den „Winter" büßen.
Doch, wen auch dieſer Zeitenſtaub verdroſſen,
Der... Nun, bei Gott, ich hoffe, ja ich glaube:
Der Staub rührt her vom Maien-Blüthen-
ſtaube.

Princeton University Library
32101 069174546

Digitized by Google